Serena,

oder der

gekränkte weibliche Stolz.

Eine Geſchichte

Von

Joſeph Friedrich Kepplex.

Denique ſit quodvis ſimplex, duntaxat & unum

Horat. de art. poet.

Wien,

verlegt bey Joſeph Gerold, 1783.

7 SEP 1970
Museum

Vorbericht.

Es giebt wirklich Leute, die dieſen Zweig der Dichtkunſt ohne gegründete Urſachen, zu weit herabſetzen. Man höret ſie mit großer Verachtung von Romanen, Geſchichten, Erzählungen, oder wie man dieſe Art des Unterrichts und Vergnügens nennen mag, bey Gelegenheit ſprechen. Aber es ſey mir erlaubt zu ſagen, daß dieſe tiefſinnigen Leute in große Verlegenheit würden geſezt werden, wenn ſie eine gegründete Urſache ihrer ſo gewöhnlichen Herabſetzung angeben ſollten.

kömmt eine gut bearbeitete Erzählung, in welcher alle einzelne Begebenheiten ein vollkommenes Ganzes ausmachen, wo Sprache und Leidenschaft den Personen, die handeln, angemessen sind, wo der angenehme leichte Ton des Vortrags herrscht, nicht dem epischen Gedichte zum nächsten? Ist sie nicht eine Art eines epischen Gedichts, wenn man auch das Wunderbare zu seiner Wesenheit mit Gründen fodern dürfte? Daß das epische Gedicht gemeiniglich in Versen geschrieben ist, macht den wesentlichen Unterschied

noch

noch nicht aus. — Neque enim concludere versum, dixeris esse satis, sagt Horaz, und dann ist auch die Wilhelmine, welches Gedicht die Kunstrichter doch gleichfalls ein episches — wenn auch prosaisches Gedicht zu nennen belieben, nicht in Versen geschrieben. Wenn man von der großen Anzahl Romanen, die täglich erscheinen, auch auf ihren Werth schließen dürfte: so hätte wohl kein Fach eine größere Vollkommenheit erreicht, als dieses. Und doch darf man unter hundert einen suchen, der nur eine vernünftige, dichterisch

vernünftige Handlung zum Grunde hätte, und in welchem man die Sprache der Leidenschaft, und ein vollkommnes Ganzes fände. Viele Erzählungen, die sich durch ganze Bände ausdehnen, sind ohne alles Verhältniß mit langweiligen Sittensprüchen, aus Alletagsmärchen, unbedeutenden Charakteren ohne den geringsten Reiz der Neuheit, in der Schreibart eines litterarischen Sesselträgers, der sich ein gelehrtes Ansehn geben will, zusammengesetzt.

Man

Man findet wieder in andern gutgeordnete Theile: aber kein Ganzes. — Unter andern giebt es der rührenden und wenerlichen Romanen so viele, die man vor Eckel kaum lesen kann. Die Helden und Heldinnen sind so zarter Fibern, daß sie alles erschüttert, und zu Thränen bringt. Der Aufgang der Sonne, ein schönes Veilchen, ein Maytropfen machen diese schnelle Wirkung auf sie. Diese lächerliche Empfindeley ist der sichre Beweis eines kalten Herzens, und macht dem Schriftsteller wenig Ehre. Es giebt

im menſchlichen Leben der Handlungen ſo viele, die unſer Mitleid, unſre Theilnehmung heiſchen — warum weiß er dieſe nicht zu benützen, wenn er rühren will? — Die Menge der Romane und Erzählungen beweiſen nichts zum Nachtheile des Dichters, der in dieſem Fache arbeitet. Höheres Gefühl, wahre Kenntniß des menſchlichen Herzens, ächte Darſtellung des Ganzen, genauer Zuſammenhang aller Triebräder, von denen man keines nehmen kann, ohne das Ganze zu ſchwächen, ſind ſo ſeltne Geſchenke der Mutter Natur, daß

man ſich nicht leicht damit ſchmeicheln kann. Diejenigen, die die Vortrefflichkeit eines Werks nur nach dem Gewicht ſchätzen, werden dieſer Erzählung nicht ſo günſtig ſeyn, als einem ** und andern Romanen dieſer Art: aber Kenner ohne Vorurtheile werden mir das Verdienſt wiederfahren laſſen, daß ich eine einfache Handlung ohne allen romantiſchen Schwulſt, ohne alle gezwungne Ausdehnung dem Leſer darzuſtellen, die Folgen einer unglücklichen Leidenſchaft lebhaft zu ſchildern

gesucht habe. — Man sieht hier wie in meinen übrigen Werken, daß ich den Dialog jeder andern Einkleidung vorziehe. Ich bin überzeugt, daß der Dialog die einfachste Handlung belebe, und ihr gleichsam eine gewisse Mannigfaltigkeit gebe. Ich fange gemeiniglich meine Erzählung, wie eine Geschichte an, und ich denke, man wird mir deswegen auch keinen Vorwurf machen, da diese Einkleidung dem Roman eine Gattung von Wahrscheinlichkeit giebt, der die Täuschung des Lesers, auf

die

die doch alles ankömmt, befördert. Ich ſage es frey, ich verehre die großen Männer und ihre Beyſpiele: aber ich bethe ſie nicht ſklaviſch an; ich verehre ihre Vorzüge: aber noch mehr die Natur, von der ſie ſie entlehnten. Sie iſt meine Göttinn, und ich bin glücklich, wenn ich ſie mit der Kunſt und der Wahrheit vereinigen kann: denn nichts iſt ſchön als das Wahre, das Wahre nur iſt liebenswürdig: dieſes muß an allen Orten herrſchen, und ſelbſt in der Fabel. — Doch der Kenner entſcheide

de über mich. Von der Geschichte, die ich hier liefre, will ich nur so viel sagen, daß jede Bewegung, jede Handlung seine bestimmte Absicht habe, und jede bestimmte Absicht zur Entwicklung der Leidenschaft beytrage, daß also jede Handlung Theil des Ganzen sey. Was die Sprache der Leidenschaft betrifft, so schmeichle ich mir, man wird die Meinung hegen, daß ich selbst dabey empfunden habe. — Ich arbeitete mit Vergnügen, und überließ mich der ganzen Empfindlichkeit meines Herzens.

Noch

Noch habe ich hier eine Kleinigkeit zu erinnern, da viele, die dieſes Werkchen leſen, auch Rahmir und Sigismunda vielleicht werden geleſen haben: ſo nehme ich mir die Freyheit einige beträchtlichere Druckfehler, die den ganzen Sinn verfälſchen, anzumerken: a) als 13. Seite 22. Zeile leſe man anſtatt boßhaft, blaſſen; b) dann Seite 60. Zeile 23. anſtatt nur um andrer Willen, leſe man auch um andrer Willen; und endlich c) Seite 180. Zeile 18.

an-

a) Im erſten Band.
b) Im zweyten Band.
c) Im dritten Band.

anſtatt Menſchlichkeit leſe man Menſchheit. Die übrigen Fehler wird man leicht von ſich ſelbſt verbeſſern.

In Mitte des adriatiſchen Meeres erhebt ſich in ihrem Stolze die Stadt, in welcher Serena gebohren ward. Sie ſtammte aus einem fürſtlichen Hauſe, welches in verſchiedenen Zeiten Italien berühmte Helden und groſſe Staatsmänner gegeben hatte. Ihr Vater um den Glanz ſeiner Familie zu erhalten, war gezwungen ihre jugendliche Schönheit einem abgelebten Gemahle preis zu geben. —

Noch vor ſeinem Tode brachte er die Vermählung, die er für ſein Haus vortheilhaft fand, zu Stande.

Die unglückliche Serena kannte in den Armen ihres ohnmächtigen Gemahls die

Reize der Liebe nicht, die nur angefacht — nicht befriedigt wurde. Wie verführend mahlte die schmachtende Einbildungskraft ihr die Liebe vor, die die Sehnsucht vermehrte! Wie schlug das Herz bey dem Gefühle des Bedürfnisses, für welches sie keine Sättigung fand! — Jung und schön und ein Weib, und gefühlvoll — Welche Lage! — — Grausame Väter! Was giebt Euch das Recht einer eingebildeten Glückseligkeit das Bedürfniß geliebt zu werden, welches die Menschheit in jedes Herz hauchte, aufzuopfern? Ihr habt Eure Kinder erzeugt — Ihr müßt sie lieben: aber weil Ihr sie erzeugt habt, dörft Ihr sie nicht unglücklich machen.

Eifersucht und Zwietracht sind immer die Töchter von ungleichen Ehen. Serena, die nur durch die Augen ihres Vaters gesehn hatte, rang nach dem Vermögen ihren geheimen Kummer zu unterdrücken, um ihren Gemahl nicht zu kränken; sie schmachtete im Verborgnen, und unbemerkt rissen sich ihre Seufzer aus der gedrängten Brust los. Die Eifersucht ihres Gemahls vergällte ihr jede Zerstreuung, von der sie die Vergessenheit ihrer unglücklichen Lage nur für wenige Augenblicke vergebens hoffte.

te. Die Einſamkeit war allein die verſchwiegne Vertraute ihres Kummers.

Sie verlor diejenige Heiterkeit, die ſonſt ihr auszeichnendes Antheil war. Ihre Geſichtszüge drohten zu verlöſchen. Dieſes ſchmachtende Aug voll namenloſer Beredſamkeit ſchwand in Trübſinn; von den Wangen, die vollblütige Geſundheit, und brennendes Verlangen ſprachen, begannen die Roſen zu fallen; dieſer Mund der ſüſſes Gift aushauchte, verlor ſeine bezaubernde Kraft, und dieſer zuvor verführeriſche Buſen athmete itzt matte Wolluſt.

Von den Freuden des Lebens geſchieden, goß die Muſik, dieſe Seelenſchmelzerinn, die ſie allen andern Ergötzungen vorzog, nur noch Wonne in ihr trübes Herz. Fernando der vornehmſte Tonkünſtler und Sänger in Italien mit dem Zunamen der Unerreichbare, deckte ihr jedes Geheimniß der Kunſt auf, die in ihren Umſtänden allein Reize für ſie hatte. Wenn ſie auf dem Klavier ſpielte, begleitete er das Spiel mit ſeinem Geſange. Durch ſeine Anweiſung näherte ſie ſich nach und nach dem höchſten Grade der Vollkommenheit. Angenehm, gefällig in ſeinen Betragen, ſinnreich in der Geſellſchaft wurde er von den Großen ge-

liebt, und von den Kennern bewundert. Man sagte sich zwar im Vertrauen, er halte zu viel auf seine Vorzüge, man nannte ihn zu Zeiten stolz: doch mußte man seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und dieser Stolz, den man ihm vorwarf, war nichts anders als das wirkliche Gefühl seiner Größe, welches immer das Antheil des Genies ist. Er behauptete in der Dichtkunst keinen geringen Rang; man las seine Verse mit Vergnügen. Seine Gesichtszüge waren lebhaft, die Gefühlvolle Seele schwebte auf der offnen Stirne, schien sich von den Lippen zu ergießen. Seine Stimme drang auf jedes fühlende Herz, das von der Allgewalt ihrer Zauberkraft dahingerissen ward.

Die Schwermuth täuscht sich gern, bemüht sich jeden Fall, der der fremdes Schicksal zum Grunde hat, auf sich zu deuten, in jedem Ausdruck eine Aehnlichkeit zu finden. Serenens Eigenliebe schmeichelte sich mit Fernandos Theilnehmung, wenn der harmonische Klang seiner Stimme in lautes Gefühl hinübergieng, wenn er für erdichteten Kummer fühlte. Sie zweifelte nicht, er kenne ihre traurige Lage, und sie habe bey einem Falle dieser Art zu mächtigen

Ein-

Einfluß auf ihn, als daß er den Strom der Empfindung, die ihre Gegenwart erwecke, hemmen könnte.

Fernando errieth ihren geheimen Kummer. Er fühlte Mitleid für eine Unglückliche, der das Schicksal einer elenden Größe preisgab, und zu Zeiten hatte es einen Einfluß auf seinen Gesang. Die Erinnerung an ihre Lage, ihre Gegenwart konnten der Empfindlichkeit seines Herzens einen großen Zuwachs geben. — So muß man groß seyn, um unglücklich werden zu können!

Bälle, Gesellschaften, und diejenigen reizenden Zirkeln, in welchen der Ton der großen Welt herrschen soll, konnten sie vor der Langweile nicht schützen. Oed, wüst war ihr Herz, todt für Vergnügen, und gemartert von dem unendlichen Leeren, was sie in Mitte festlicher Zubereitungen empfand. Nur in der Schwermuth suchte sie Wonne; nur die Wonne der Schwermuth war reizend für sie. Der Strom der Musik goß sich in ihre Seele, überraschte sie mit einem angenehmen Schauer. Sie weinte fremdem Schicksal Thränen, vergas das ihre. Und das war der einzige Trost, den sie mit Dank aufnahm.

Sie sah in Fernando ihren Freund, ihren Wohlthäter. Von seinen Lippen strömte Wonne in ihr Herz. Er erhielt die kranke Seele im Leben. Ein neues Stück fürs Klavier, ein Gedicht, was er selbst verfaßt hatte, dessen Innhalt sie auf ihr Schicksal deuten konnte, war Nahrung für sie. Fernando hielt sich durch ihren Beyfall hinlänglich belohnt. Die Theilnehmung eines übereinstimmenden Gefühls bringt dem Künstler diejenige Wonne, nach der er sich vor allen Gütern hienieden sehnt.

Er brachte verschiedene merkwürdige Begebenheiten, die er aus der wahren Geschichte, oder aus den Erdichtungen der Alten entlehnte, in Verse fürs Klavier; sie spielte, und er sang. Sie nahm seine Arbeiten immer mit einer Art von Begeisterung auf. Ihre laute Entzückung ermunterte ihn. Nach verschiedenen andern Versuchen brachte er ihr die bekannte Geschichte von Emma und Eginhard, die er in eine Art von Gespräch, die Italiener nennen es Rezitativ, in Verse eingekleidet hatte. Sie las das Stück mit vieler Theilnehmung; es hatte zu lebhaften Eindruck auf sie gemacht, und Fernando mußte es singen. Ihre Aufmerksamkeit wurde durch die Aehnlich-

lichkeit mit ihrem Schickſal, die ſie darin fand, von Vers zu Vers in ihrer Lebhaftigkeit erhalten. Sie ſchien ganz in Empfindung hinüberzugehen, als er auf die Stelle kam, da Eginhard zu ſeiner Emma, die ihm die Vorſtellung machte, daß der Kaiſer ihr Vater ſeine Einwilligung zur Ehe mit einem Unterthan nicht geben werde, im Tone des Vorwurfes ſprach:

*) Warum liebſt du mich, Prinzeſſinn? — Warum holde Seele darf ich dich Fürſtinn nicht nennen? Warum ſagteſt du mir, daß dein Herz für mich ſchlage? Warum verbargſt du mir dein Gefühl nicht? Hätt ich nie gewähnt geliebt zu ſeyn! — — Du weckteſt in meiner Seele das Bedürfniß dich zu lieben, und der Strahl der Hoffnung umflatterte mein Aug. Verlorne Bemühung, wenn du zurücktrittſt! Du machſt dich nicht glücklich. Die Größe winket dir; umarme ſie, du wirſt ſie bald haſſen — und Eginhard ſtirbt.

Darauf erwiederte Emma:

Warum ſagteſt du mir zuerſt, daß du mich liebteſt? Warum reizteſt du dieſes empfindliche Herz, zwangſt ihm den erſten ge-

*) Um dem Original keinen Zwang anzuthun, habe ich dieſes Recitativ in Proſa hergeſetzt.

heimen Seufzer ab? Deine männliche Vernunft hätte sich nicht mit der Schwäche eines Mädchens schmeicheln sollen. Gift floß von deinen Lippen, und Bezauberung war in deinen Worten. Verlorne Bemühung! Du machst dich nicht glücklich! Mein Vater wird sagen: Des Kaisers Tochter darf ihre Hand einen Unterthan nicht reichen. Er sagt es, und Emma stirbt.

Des Kaisers Tochter darf ihre Hand einem Unterthan nicht reichen, wenn sie den Thron erwartet: aber nicht wenn sie glücklich seyn will.

Bey diesen Worten entfuhr Serenen ein tiefer Seufzer, und Fernando sezte die Liebe Eginhards fort:

Der Gedanke einer Größe reizt wenige Augenblicke: die Glückseligkeit ist Genuß. Holde Seele! Du liebest — was kann dir Glückseligkeit bringen? — Ziehst du eine Krone, ziehst du täuschenden Schimmer dem vollen Glanz der Sonne vor? — Karl erhebt dich zur Größe — Du wirst geliebt, und beneidet, machest glücklich, und du selbst bist nicht glücklich, weinst im Verborgenen.

Glücklich, da Eginhard meine Thränen nicht sieht!

Aber er ahndet sie. Sie träufeln auf sein Herz.

Kann

Kann keine Zeit dein Herz kühlen? Muß es so heftig und ewig so heftig lieben? Unglücklicher! Flieh mich, rette mich. — Ich vergehe!

Ich dich fliehen! — Die Liebe verzehrt mich.

Was sinkst du an meinen Busen? Was schwärmest du? Was durchwühlst du mein Haar? Noch schmückt mich der Brautkranz nicht.

Auch ohne Brautkranz bist du reizend. — Ach der Brautkranz würde die holde Stirne zieren: aber die Krone, die dich schmückte, entrisse dich Eginhard.

Sie soll dir Emma nicht entreißen.

Nicht — sagst du?

Was ist Gröſse gegen Liebe! Ohne sie kann die Natur nichts Groſses, nichts Reizendes haben. Giebt es Glückseligkeit ohne Theilnehmung? Ist Theilnehmung nicht Glückseligkeit? Und wo ist Theilnehmung? — In der Liebe. — Nein, der Reiz einer eingebildeten Gröſse soll mich dir nicht entreißen. Darf ich nicht fühlen, darf ich nicht lieben: so will ich nicht Königinn seyn!

So will ich nicht Königinn seyn! — rief itzt Serena, die ihre Empfindung nicht länger unterdrücken konnte. Die Geschichte

hatte zu viele Aehnlichkeit mit der Lage, in der sie sich befand, und ein dumpfes Gefühl, das sie sich nicht ganz für itzt zu erklären wußte, entriß ihr eine Thräne. Sie wandte sich von Fernando, und es war ihr noch immer, als wenn sie die Worte hörte: So will ich keine Königinn seyn!

In dieser Bewegung überraschte sie die Ankunft ihres Gemahls. Er forschte um die Ursache ihrer Schwermuth, sie war gezwungen zu bekennen, daß Fernandos Gesang, und der Innhalt seines Gedichts auf sie diesen lebhaften Eindruck gemacht hätten. Seine Neugierde ward durch dieses Vorgeben gereizt, und er las die Verse, denen sie diese Wirkung zuschrieb, mit Aufmerksamkeit. — Er wiederholte sie — ward nachdenkend, schwieg, und warf einen unwilligen Blick auf Fernando. Der Innhalt des Gedichts, der Eindruck, den es auf Serena gemacht hatte, die Kälte, mit der sie seinen Schmeicheleyen erwiederte, die Gleichgiltigkeit für alle andere Ergötzungen, ihre ausschweifende Neigung für die Musik, die einnehmende Art des Künstlers, seine vortheilhafte Bildung, alle diese Umstände vereinigten sich seine Eifersucht zu reizen. Er bemühte sich vergebens ihren

offnen Ausbruch zu hemmen. Sein Unwillen verrieth sie. Nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, versicherte er, um seine Unruhe nicht zu verrathen, daß er dem Gedicht seinen Beyfall nicht versagen könne, und daß es dem Verfasser zur Ehre gereiche, besonders wenn die Musik mit dem Ausdrucke der Empfindung, wie er gar nicht Ursache zu zweifeln habe, vollkommen übereinstimmten. Die Begebenheit ist sehr rührend eingekleidet, fuhr er fort, und ich erinnere mich, daß sie mein Hofmeister mir in der Jugend erzählte, obschon — setzte er mit einem erzwungenen Lächeln hinzu — obschon sie hier durch den Vortrag unendlich viel gewinnt: aber Sie können sich wohl leicht einbilden, daß man sie mir nur ganz trocken erzählte. — Eine kleine Anwendung hätt ich doch noch zu machen. Sie betrift eben Ihre Arbeit nicht. — Sie wissen, meine Gemahlinn ist ein wenig schwärmerisch, zu sehr geneigt sich mit traurigen Vorstellungen zu beschäftigen — ich meinte, Sie sollten ihrem sonderbaren Hange nicht noch mehr Nahrung geben. Der Zauber ihres Gesangs würde sie leicht aufheitern. — Fernando dankte für das Kompliment, und entschuldigte sich zugleich,

daß

daß es der Wohlstand gefodert hätte, ihrem Geschmack in diesem Fache zu willfahren. Die Unterredung daurte noch eine Weile. Fernando merkte bald, daß seine Gegenwart den eifersüchtigen Gatten nur in Verlegenheit setzte, er hielt es also für rathsam, sich mit guter Art zu empfehlen.

Kaum hatte er sich entfernt, als sein gereizter Verdacht ihr höhnische Vorwürfe machte, die sie aus Bescheidenheit auf sich nicht auslegte, sondern nicht zu bemerken schien. Diese angenommne Gleichgiltigkeit war hinlängliche Rache: denn nichts kränkt in diesem Falle mehr als Gleichgiltigkeit; der Aufgebrachte erreicht seine Absicht nicht, und das ist die empfindlichste Kränkung für ihn. Seine Härte schränkte itzt seine Gemahlinn in die Mauren seines Pallastes ein. Er hatte die thörichte Vorsicht jeden Gegenstand, der sie von ihm entfernen könnte, ihr zu entziehn. Er hoffte, sie werde dann ihre Empfindungen nur auf ihn einschränken. Er hatte die Grausamkeit zu wähnen, die Liebe sey dem Zwang unterworfen. Fernando wurde bey dem nächsten Besuche sehr kalt von ihm empfangen. Serena konnte nur in seiner Gegenwart ihn sprechen, und selbst wenn sie auf dem

Kla-

Klavier spielte, entzog er ihnen seine verhaßte Aufmerksamkeit nicht; auch wußte er ihn mit guter Art dahinzubringen, daß er seine Besuche einschränkte.

Ein geringer Umstand vermehrte noch seine Eifersucht, reizte seine Strenge, gab schwarzen Verdacht in sein krankes Herz. Serena, da sie einst, eh sie sich niederlegte, ihr Schicksal überdachte, und in diesen trüben Vorstellungen, die die Seele in Bewegung setzten, vom Schlaf überrascht wurde, nannte im Traume den Namen Fernando mit großer Bewegung. Der eifersichtige Gemahl, der sie Fernando! Fernando! rufen hörte, glaubte in diesem unwillkührlichen Ausbruch die Bestättigung einer Neigung für den Künstler zu entdecken. Er unterdrückte den Grund seines Unwillens: doch machte er ihr die kränkensten Vorwürfe, die sie sich nicht erklären konnte. Seine Härte erreichte den höchsten Grad. Er schied sie gleichsam von der Gesellschaft der Menschen, warf ihr Undank, Treulosigkeit vor, und drohte mit Rache.

Trostlos, verlassen warf sie sich in seine Arme, beschwur ihn mit Thränen, ihr den Grund seines Argwohns zu entdecken. Aber er vergrub ihn in der Brust, und erwie-

wiederte ihren Betheurungen nicht. Sie sind mein Gemahl, unterbrach sie öfters seine Vorwürfe mit Lebhaftigkeit, mein Vater hat mich Ihnen aufgeopfert, ich kannte nur seinen Willen, er war meine Pflicht — und diese hab ich nicht verrathen. Sie können keinen Beweis für meine Schande anführen. Diese Beschuldigung verdien ich nicht. Ich rufe Verderben über mein Haupt, wenn ich je die Tugend entehrte!

Ich glaub es, ich glaub es. — Mehr erwiederte er nicht, wenn sie Betheurungen dieser Art erneuerte, und glaubte ihr nicht.

So geliebt und gequält verseufzte sie zwey Jahre in seinen Armen, als er in eine auszehrende Krankheit fiel, und nach einigen Monaten starb. — Sie war sich itzt gleichsam wieder gegeben; ihr Gemahl hatte ihr ein ansehnliches Vermögen, welches in dem Heurathsvertrage bestimmt war, hinterlassen. Es setzte sie in den Stand den Glanz ihrer Familie zu behaupten. Frey, unabhängig, in der Blüthe ihrer Jahre konnte sie auf die Reize des Lebens wieder Ansprüche machen.

Die Zeit der Trauer war vorüber. Ihre Gesichtszüge fiengen sich an zu erheitern.

Ih-

Ihre vorige Schwermuth ſchwand von der Stirne ; und die großen blauen Augen ſchmachteten heftiger nach dem Bedürfniß der Liebe. In den Armen der Größe hatte ſie ihre täuſchenden Güter bis zum Eckel geprüft, hatte ſie in ihrem Beſitze Glückſeligkeit geſucht, und Mangel gefunden. Die Sehnſucht ſtirbt nie: ſie bemüht ſich immer Sättigung zu finden, und ſucht ſie in dem Becher, aus welchem ſie noch nicht getrunken hat. Sie ſieht den unverſuchten Becher, wähnt in ihm Befriedigung der Wünſche, und brennet nach dem Genuſſe. — Serena hatte ſo viele der Freuden genoſſen: nur die Reize der Liebe waren ihr unbekannt. Da ſie ihr die Glückſeligkeit nicht geben konnten: ſo ſchränkte ſie ſie auf ein Gut ein, das noch ihr Antheil nicht ward.

Dieſe Liebe, die in ihrer Bruſt emporſchwoll, dieſe Liebe, die nur gereizt, nur angefacht, und nie geſättigt ward, die ihr itzt ſo reizend ſchien, da die verführeriſche Einbildungskraft in den Jahren eines unglücklichen Ehſtands mit Verlangen ſich beſchäftigte, und mit täuſchenden Bildern der Wonne, die ſie vergrößerte, weil ſie ihr nicht zu Theil ward, unterhielt, ſollte

das Glück ihres Lebens bestimmen, sollte sie die vorige Härte ihres Schicksals vergessen lehren. Sie wiederholte öfters Fernandos Worte: Darf ich nicht fühlen, darf ich nicht lieben: so will ich nicht Königinn seyn!

Die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls zog ihr einen Haufen Verehrer herbey, die den Ruhm ihrer Ahnen, und diejenigen herrlichen Entwürfe für das Wohl des Staats, die sie nie ausgeführt hatten, mit zuversichtlicher Freymüthigkeit rühmten. Serena, die ihre Wahl nicht zu ihrem Nachtheile beschleunigen wollte, da sie die Erfahrung gelehrt hatte, daß bey allen Vorzügen einer beneideten Größe das gekränkte Herz vor Langweile schmachten, und vor Begierde brennen könne, gab ihnen die zweydeutige Antwort: sie müsse ihre Empfindungen erst prüfen, ob sie sich von neuem zu einem Stand entschließen könnte, von welchem das Glück ihres Lebens abhänge. Man könne es ihr leicht verzeihn, wenn sie einige Abneigung für die Veränderung ihrer gegenwärtigen Lage empfinde, da sie ihre vorige Ehe ihr beygebracht habe. Unterdessen bedanke sie sich für die Aufmerksamkeit, mit der man sie beehre, ohne

daß

daß sie auf persönliche Eigenschaften die geringsten Ansprüche mache. — So suchte sie den Schwarm von Anbethern, unter denen sich Grafen, Fürsten, und Herzöge aus den ersten Häusern fanden, von sich zu entfernen.

Sie haßte diese Zudringlichkeit; sie fürchtete eine Uebereilung zu begehn, und überließ sich der Einsamkeit, um sich ganz mit der Lage ihres Standes zu beschäftigen. Sie sehnte sich nach dem Glück geliebt zu seyn; fühlte sein Bedürfniß, und schmachtete nach Befriedigung. Diese Betrachtungen rissen sie oft in Mitte einer Unterredung dahin, und unbemerkte Seufzer huben sich aus dem gedrängten Herzen. Sie fieng zu Zeiten mit Laura — so nannte sich ihr Gesellschaftsfräulein — von Fernando zu sprechen an, erröthete dann, und brach schnell ab. Sie flob die Gesellschaften, beschäftigte sich mit ihrer Lieblingsleidenschaft, der Musik, und Fernando mußte auf ihr Begehren seine Besuche wiederholen. Sie überließ sich der Allgewalt der Bezaubrung, und das volle Herz floß in freye Ausbrüche der Empfindung dahin.

Fernando schien sich itzt selbst zu übertreffen; die Kunst gehorchte ihm, und die

Natur lieh ihm ihr Unnachahmliches. Natur und Kunſt bothen ſich die Hände. Die Seele ſchwebte von ſeinen Lippen, ein Dichter würde ihn ermahnt haben, ſie an ſich zu ziehn. — Iſt es Täuſchung, iſts Erdichtung, erkünſteltes, oder wirkliches Gefühl? Kann die Seele den Wahn ſo heftig lieben, für erdichtete Uebel ſo heftig fühlen? — Iſt es möglich? giebt es in der Natur dieſen Widerſpruch? — Nie ſang er ſo reizend, ſpielte er ſo unnachahmlich — und doch glaubt ich immer, wähnt ich immer, ſein Geſang, ſein Spiel wären die Gränzen der Kunſt. — O Gefühl! Du biſt eine Gottheit hienieden, deine Rechte verſchließt den Ocean namenloſer Güter, du öffneſt ſie, und Seligkeit träufelt auf die Sterblichen herab. — O Fernando! — Warum biſt du kein Fürſt! — Thörinn! Einen Fürſten erſchafft der Zufall: aber keinen Fernando. — Hat ein König ein ſo großes Herz? Fühlt ein König wie Fernando? Ah Fernando iſt mehr als ein König. — Für welche ſchlägt ſeine Bruſt? Welcher ſoll die Wölle dieſes überſtrömenden Gefühls zu Theil werden? Ihr welchen Armen — Ich ſchwärme! — — Wie ſein großes Aug glüht — wie es auf

mich

mich hinſchmachtet — itzt verliſcht — wie die Stimme ſich wolluſtathmend erhebt — ſinkt — dann ſtirbt. Ihre unwiderſtehliche Kraft dringt auf mich, reißt mich dahin, ergießt ſich in mein Herz, berauſcht meine Seele. Ich vergehe, ich verbrenne, werde aufgelößt, ſterbe — bin nicht mehr! — — — So ſchwärmte ſie in ihrer Trunkenheit mit ſich ſelbſt: doch Fernando las auf ihrer Stirne den Innhalt ihrer geheimen Schwärmerey; ſeine Eigenliebe machte dieſe günſtige Entdeckung. Serenens Reize hatten zu vielen Einfluß auf ſeinen Geſang, und ihre Theilnehmung gab ſeiner Stimme diejenige Beweglichkeit, welche dem liebenden Herzen ſeine Leidenſchaft leicht entdecken konnte.

Wenn er ſie verließ, ſo beſtürmte ein Heer ſie von Ahndungen, Täuſchungen, Scheingründen, und Muthmaſſungen. Sie nannte es Hochachtung, was ſie für Fernando empfand, und fühlte es wieder, daß ſie ſich nur täuſchen, das Wort Liebe ſich nicht denken, nicht ausſprechen wollte, wenn ſie auch ihre Wirkung ſich geſtehen mußte.

Fernando ſingt ſchön, Fernando ſpielt vortrefflich, Fernando iſt der Ruhm Ita-

lens — sprach sie oft mit Bewegung zu Laura.

Er hat ein schönes Betragen, setzte diese mit gleicher Lebhaftigkeit hinzu, er weiß die Herzen zu fesseln, er rührt ungemein, seine Stimme ist so biegsam, und seine Gestalt —

Ist einnehmend. — Er hat mein ganzes Herz — in Bewegung gesetzt, wollte sie sagen: allein sie änderte den Ton etwas unschicklich in ein kaltes — für seine Kunst eingenommen.

Er weiß das Herz nicht weniger für seine Person, als für seine Kunst einzunehmen, fuhr Laura schalkhaft fort.

Serena erröthete, daß sie durch einen übereilten Ausdruck ihre Empfindung verrathen hatte, und brach ab. Aber sie trug ihren geheimen Kummer in ihrer Brust. Sie dachte sich den gefühlvollen Mann in den Jahren, da man noch heftig liebt, ihre gereizte Einbildungskraft vergrößerte sich die Wonne in seinen Armen die Seligkeit seines überströmenden Gefühls zu genießen, täuschte sie mit Bildern von namenloser Entzückung. Die Begeisterung taumelte um sie, hub ihr den vollen Busen, und es schien ihr, Fernando schwelge in ihrer Umar-

armung. — Wer empfindet, der liebt, und der heftig empfindet, liebt auch heftig. Wer empfindet heftiger, wer liebt also auch heftiger als Fernando? Und geliebt will ich seyn. Die Größe konnte mir die Glückseligkeit nicht geben. Die Erfahrung hat mich gelehrt sie auf die Liebe einzuschränken. Fernando allein kann sie mir geben; Fernando allein verdient mich zu lieben! — So schloß sie: denn die Liebe ist sinnreich, sie macht Verse, und Schlüsse zu ihrem Vortheil.

Itzt trat das Vorurtheil für ihre Ahnen ihr in seiner Lebhaftigkeit entgegen, zeigte ihr den Glanz ihrer Familie, den sie durch eine Niedrigkeit auslöschen würde, warf ihr Mangel an Größe der Seele vor, malte ihr mit den stärksten Farben die Verachtung der sogenannten großen Welt, der sie sich preis gäbe, erneuerte die Vorstellungen ihres Vaters, der sie einer verhaßten Heurath lieber aufopferte, als durch eine Herabwürdigung ihre Geburt entehren ließ.

Die Liebe erwiederte, daß es mehr Größe der Seele erkläre, sich dem allgemeinen Wahne zu widersetzen, als ihm das Glück des Lebens aufzuopfern, daß ihr eine Reihe von Ahnen, und der Glanz einer

eingebildeten Größe die Ruhe des Gemüths nicht geben könne; daß ein gegründetes Gefühl seine Aechtheit nicht von dem Beyfall des großen Haufens erwarte; daß endlich für Fernandos Vorzüge unläugbare Beweise sprächen, die ihre Neigung für ihn bey Schätzern des Verdienstes hinlänglich rechtfertigen würden.

In dieser Lage von Zweifeln, und Beruhigung vermied sie die Gefahr, und suchte sie, schmeichelte sie sich mit Siegen, und sehnte sich nach Fesseln. Fernando war ihr immer gewärtig; er beschäftigte ihre Einbildungskraft, er füllte ihre Sinnen aus. — Eine musikalische Akademie, die sie in ihrem Palaste gab, und zu welcher Fernando die vornehmsten Tonkünstler Italiens einlud, entwickelte seine Größe in der Tonkunst, und fachte ihre Leidenschaft noch stärker an. Alle Künstler, die zugegen waren, erschöpften die Stärke ihres Genies, und Fernando übertraf sie alle. Der Neid mußte dem Verdienste weichen; sie bekannten mit Freuden seinen Vorzug. Er spielte auf dem Klavier und sang, und eine allgemeine Stille herrschte im Saale, man hätte das Säuseln einer Fliege hören können. Er schwieg, und lauter Beyfall hallte

te

te ihm entgegen. Noch mehr als der laute Beyfall ſprachen ſtille Thränen, die den gefühlvollen Zuſchauern von den Wangen rollten.

Serena war ganz in Gefühl hinübergegangen. Sie bemühte ſich ihre Unruhe zu unterdrücken, und dieſes ängſtliche Bemühen entdeckte ſie wider ihren Willen: doch ſchrieb man ſie der Bewegung zu, in welche der Innhalt des Geſangs ſie verſetzt hätte, und ſchloß alſo auf ihre Leidenſchaft nicht. Unter der Muſik, da ſie mit den Augen im Saale herumſchweifte, entdeckte ſie Laura, die mit dem Fräulein Emilia ihrer vertrauten Freudinn mit vieler Bewegung ſprach. Emiliens Blicke waren unverwandt auf Fernando gerichtet. Ihr Aug entdeckte Lüſternheit — zu warme Theilnehmung. Schnell wandte ſie es itzt weg, und neigte ſich gegen Laura, der ſie ganz vertraut etwas ins Ohr ſagte. Kaum hatte ſie ausgeredet, als ſie erröthete, und Laura mit ihr ſchalkhaft lächelte. Serena muthmaßte aus ihren Blicken, aus ihrer Bewegung, der Stoff ihres Geſprächs ſey Fernando. Man ſchließt gemeiniglich von ſich auf andre: dieſes iſt die Folge der Eigenliebe, was war ihr, da alle ihre Ge-

danken den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit umfaßten, in diesem Falle, in diesen Umständen, zu dieser Zeit wahrscheinlicher, gegründeter, als ihre Muthmassung?

Die Akademie war geendet, die Gesellschaft gieng auseinander, und Serena, die die Neugierde, oder vielmehr eine Gattung von Eifersucht zu verschiednen Muthmassungen führte, suchte von Laura den Erfolg ihrer Unterredung auszuforschen. Sie sprachen unter der Musik heut sehr vertraut mit Fräulein Emilia, so fieng sie die Unterredung mit Laura an.

Sie war sehr munter, und besonders aufgelegt zum schwätzen, erwiederte Laura.

Das sah ich wohl.

So haben Ew. Durchlaucht uns Ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt?

Mein Aug schweifte so von Ungefähr herum, und stieß dann grad auf Euch, wie Ihr Euch so ganz vertraut ins Ohr flüstertet. — Wird wohl ein Geheimniß gewesen seyn.

Nichts als ein unbedeutender Scherz, Ew. Durchlaucht.

Unbedeutend — mag seyn — bin nicht neugierig ihn zu hören.

Das heißt ſo viel, dachte ſich Laura, als ich möcht ihn doch hören., — Die Sache war mir ſo gleichgiltig, daß ich mich nicht einmal mehr erinnere, was ſie ſagte. — Ich glaube es war ein allerliebſtes Nichts.

Und das allerliebſte Nichts hatte doch auf ein Etwas eine Beziehung? —

Auf etwas freylich wohl, aber was die Aufmerkſamkeit von Ew. Durchlaucht nicht verdient.

Aufmerkſamkeit! Warum denn eben Aufmerkſamkeit? — Es fiel mir nur ſo von Ungefähr ein, wem wohl Euer Flüſtern und Lächeln unter der Muſik, die doch nicht zum Lachen eingerichtet war, müſſe gegolten haben — da rieth ich denn auf Fernando.

Fernando! — Und die Röthe färbte ihre Wangen.

Nun Fernando! Was ſagte denn Emilia?

Daß ihr ſein Geſang ausnehmend gefalle.

Ausnehmend gefalle — Und dazu lächelt man, wirft man einen ſo bedeutenden Blick auf ihn, ſieht man ſo lüſtern aus,

flüstert man sich so vertraut in die Ohren, daß es nur ja Niemand hören möge —

Ich weiß nicht Ew. Durchlaucht —

Sie sind betroffen. — Geschwind, was sagte sie? Halb hab ichs ja ohnehin schon errathen.

Sie sagte — daß seine Person viele Vorzüge besitze, die die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers von Geschmack verdienen.

Von Geschmack! — Aber sie sagte doch noch was anders. — Ihre Minen, ihr Blick, ihre Bewegung — Gestehen Sie es nur, sie sagte doch noch was anders.

Aber Ew. Durchlaucht —

Reden Sie ohne Bedenken. Ich bin heut bey guter Laune, ein wenig zum schwätzen aufgelegt. — Nun darf ichs hören? Hab ich noch so viel Vertrauen bey Ihnen.

Die Ehrfurcht —

Vergißt man nur, wenn man mich einer Kleinigkeit wegen so lang aufhält.

Nun sie sagte — sagte, daß sie wohl eine Nacht — — — — —

Sagte sie?

Sie würde den Augenblick für den glücklichsten ihres Lebens halten.

Sag-

Sagte ſie? — Und was ſagten denn Sie darauf.

Ich ſagte, ſie habe Recht — Und lachte von Herzen.

Sagten Sie?

Und glauben Ew. Durchlaucht nicht? —

Es giebt gewiſſe Bedenklichkeiten. Sie iſt aus einer ſehr alten Familie. Sie kann ſich nicht mit ihm vermählen.

Wer ſich in dieſem Falle über die Vorurtheile hinausſetzen kann —

Das iſt nicht ſo leicht. Tägliche Kränkungen erinnern uns nicht ſelten auf unſre vergangne Thorheit, und die ſpätre Reue vergällt die Glückſeligkeit, die man ſo theuer erkaufte.

Es iſt Gefahr dabey, das ſeh ich wohl ein.

Ich will Ihnen eine Fabel erzählen. — Die Sonne, wie man ſagt, verliebte ſich einſt in den Mond. Der Mond der ſie mit gleicher Zärtlichkeit liebte, kam ſelten von ihrer Seite. Da er ſich ihr oft näherte, um ſie zu küſſen, verurſachte er durch ſeine Dichte Finſterniß. Die übrigen himmliſchen Körper wurden dadurch in ihrem Lauf gehindert, da ſie den Weg nicht ſahn, den ſie zurücklegen ſollten. Sie machten

ihr den Vorwurf, daß sie aus Thorheit ihren Glanz verdunkelt habe. Sie verachteten sie, und erkannten sie nicht mehr für ihre Königinn. Diese Kränkung versetzte sie in Unmuth, ihre schöne Gestalt fieng an zu schwinden, und von dieser Zeit entdeckten die Sternkündige verschiedne Flecken in ihr, über die sie sich noch zanken. — Die Anwendung können sie leicht machen.

Ich denke bey diesem Falle, die übrigen Gestirne hatten einen zu hohen Begriff von der Größe der Sonne, und es lag vielleicht nur bey ihnen sich einzubilden, daß sie ihren Glanz verdunkle, diese lächerliche Einbildung ließ sie freylich ihre vorgesetzten Wege nicht finden, wenn ihnen auch das Licht nicht mangelte. Und warum entdeckten die Sternkündige erst dann ihre Flecken, da sie sie doch zuvor schon hatte. Daß sie noch heut über ihre Entstehung zanken, schadet der Wahrheit nicht: denn ihre gelehrten Zänke werden sie nicht umstossen. — Nun will ich Ew. Durchlaucht, wenn Sie nicht müd sind mir zuzuhören, eine andere erzählen. — Jupiter gab den Fröschen einen König, den sie von ihm flehten. Der stolze Froschkönig da er seine Erhebung nicht der Wahl seiner Untergeb-

nen:

wen: sondern unmittelbar einem Gotte zu verdanken hatte, verachtete sie mit vielem Uebermuth, indem er sich in seinem Stolze kaum bereden konnte, daß sein Körper nicht aus einem feinern Wesen, als der übrigen bestehe. Er gieng endlich in seiner Thorheit so weit, daß er nicht mehr in den nämlichen Sümpfen mit ihnen in Gemeinschaft leben, sondern damit er sich mehr Ansehn gäbe, sie nur durch Abgesandten beherrschen wollte. Sein Vorhaben auszuführen verließ er ihre Sümpfe; allein er fand in der Nähe keinen Sumpf, den nicht Frösche bewohnten. Er entschloß sich also mit drey andern Fröschen, die ihm als Gesandte dienen sollten, zur Wandrung. Kaum hatten sie ihren Weg angetreten, als die Sonne sie unfreundlich zu brennen anfieng. Die drey Frösche vergassen ihre künftige Größe, da sie die Strahlen der Sonne empfanden, und suchten ihrem König sein Vorhaben auszureden; sie bewiesen ihm, daß man nicht leicht einen Teich fände, welcher keinen Frosch in sich enthalten würde, daß sie also eh sie ihn erreichten, vor Hitze verschmachten könnten.

Ihre Gründe machten keinen Eindruck. Sein Stolz schämte sich sein Vorhaben aufzu-

zugeben. Seine Reisgefährten warnten ihn noch einmal, und verließen ihn. Matt und entkräftet irrte itzt der verlaßne König herum. Die Sonne verdoppelte ihre Strahlen, und er seine Kräfte. Fruchtlose Bemühung! Er entdeckte keinen Teich ohne Frösche, und starb wegen Mangels des Wassers: denn Wasser war sein Bedürfniß, so wie dem Verliebten der Gegenstand seiner Liebe. — Die Anwendung werden Ew. Durchlaucht leicht machen.

Wenn Emilien Fernando das ist, was das Wasser dem Frosch ist, dann begreif ich wohl den Innhalt der Fabel. — Und haben Sie sich selbst verfaßt?

Ich habe sie irgendwo gelesen.

Und von der meinen gehört die Ehre der Erfindung Fernando. — Ich dachte, sie schicke sich gut für diesen Fall.

Und ich dachte das nämliche von der meinen.

Aber wunderbar ist es doch, daß Emiliens Leidenschaft auf einmal, so schnell einen solchen Grad erreichte, daß die Fabel so ganz auf sie —

So ganz schickt sie sich nicht auf sie: denn ihre Neigung ist so heftig nicht. Ich setzte nur den Fall, ohne ihn auf sie anzu-

wen-

wenden, daß, wenn die Liebe bey einem Frauenzimmer so weit gienge, daß der geliebte Gegenstand ihr zum unüberwindlichen Bedürfniß würde, man der Liebenden eine ungleiche Heurath leicht verzeihen könne.

Mit welcher Wärme sie sprach! wie fein sie ihren Satz vertheidigte! Es scheint, daß eine verborgne Leidenschaft sie so schlieſſen lehre. — Die Mädchen sind doch alle in ihn verliebt. — So dachte Serena, und sprach es halb mit sich selbst.

Ew. Durchlaucht werden tiefsinnig.

Der Schlaf will mich überfallen. Es ist schon spät, wie ich sehe. Ich weiß nicht wie mir die Zeit verzieng.

Laura wünschte ihr die Erquickung des Schlafs, und überließ sie der verschwiegnen Einsamkeit der Nacht, nach welcher sie sich sehnte. — Nie war Serena in eine so heftige Bewegung gesetzt worden, als itzt durch die Unterredung mit Laura. Ihre Lebhaftigkeit, ihre Bewegung, ihre sinnreiche Rechtfertigung, Emiliens zu freyer Ausdruck, die Zeit, die Umstände, die Stille der Nacht alles drang auf das gereizte Herz, füllte es mit der Wuth einer unauslöschlichen Liebe. — Nie wird sie heftiger

angefacht, als da sie mit einem lauten Beyfall beehrt wird. Es schmeichelt ihr, daß man ihre Empfindung gut heißt, sie sieht itzt die Größe des Siegs, nach dem sie seufzt. Ihre Sehnsucht wächst in Gefahren, und sie ringt mit vereinigten Kräften nach dem Besitze: denn der Gegenstand ist ihrer Wünsche, und ihrer Bemühung würdig. — Laurens zu warme Theilnehmung an der Empfindung ihrer Freundinn reizte ihre Eifersucht. Sie glaubte bey beyden eine glimmende Leidenschaft entdeckt zu haben, und sie gönnte keiner den Genuß, an welchem sie sich allein sättigen wollte. Sie brannte nur für ihn, hatte nur eine Seele, die für ihn empfinden konnte, nur ein Herz, was für ihn schlug. Die ganze Natur war ihr gleichgiltig; sie hatte für sie keines der Güter außer Fernando. Der Gedanke an ihn war Begeistrung, und die Aussprache: seines Namens Tonkunst dem Ohre. Sie schwärmte in Entzückung, und berauschte sich mit künftiger Wonne. — Darf ich nicht fühlen, darf ich nicht lieben: so will ich nicht Königinn seyn! — So überließ sie sich einer unbegränzten Leidenschaft zur Beute.

Sie wollte ihn allein beſitzen, und doch ſcheute ſie die unauflöslichen Bande der Ehe, das Vorurtheil der Geburt ſtand zu lebhaft vor ihr. Sie beſchloß von der Zeit, die die Aechtheit ihrer Empfindung prüfen ſollte, und von den übrigen Umſtänden, die ihre Maasregeln beſtimmen würden, den Ausgang ihrer Leidenſchaft zu erwarten. — Sie hatte itzt nicht Zeit zur Ueberlegung, ſie ſchmachtete nach dem Genuſſe.

Auch in Fernandos Herzen wütete ſchon lang die Liebe. Die Ehrfurcht unterdrückte ihren ſchnellen Ausbruch: aber Serena errieth ſie: ſie ſchloß von ihrer Empfindung auf die ſeine, und dann der mit Lüſternheit auf ſie unverrückt gewandte Blick, die Beweglichkeit ſeiner Stimme, die Leidenſchaft mit der er ſang, wenn ſie ihm Beyfall gab, ſeine Verſe, die er ihr vorlas, in welchen ſie immer einige Stellen fand, die auf ihre beyderſeitige Lage eine feine Beziehung hatten, entdeckten ihr die namenloſe Wonne geliebt zu ſeyn. Sie muthmaßte mit Gründen, die Ehrfurcht, die er für ihren Stand trage, verhindre ihn, ihr eine förmliche Erklärung zu machen. Ihr Stolz ſcheute ſich ihr zuvor zu kommen, und doch ſah ſie, daß ſie ihm Gelegenheit geben müſſe, ihren

geheimen Wünſchen zu willfahren. In dieſen Gedanken wiegte ſie der Schlaf ein. Der Innhalt ihrer Träume war Fernando, und ſie erwachte mit Ausſprechung ſeines Namens. So ſchwebte ſie lüſtern in der Trunkenheit, als Fernando ſich anſagen ließ.

Sie hatte ſich kaum ganz angekleidet, da ſie durch ſeine Ankunft überraſcht wurde. Die ſcheinbare Unordnung in ihrer Kleidung gab ihr einen wirklichen Reiz. So ſehr gefällt man, da man nicht Mühe anwendet, um den lauten Beyfall zu erzwingen. Ihr Buſen hub ſich ſichtbar, ſie merkte, daß ein zu mächtiges Gefühl ſie überſtröme, und bemühte ſich ſeinen Ausbruch zu hemmen. — Dieſe Bewegung, die ſchüchterne Bemühung ſie zu unterdrücken, dann die gähe Ueberraſchung ihrer Leidenſchaft, das volle Schmachten ihrer großen Augen, ihr der heiße Seufzer der Wollust, und die gänzliche Vergeſſung ihrer ſelbſt, verſetzten Fernando in diejenige Lage, in der man ſein Daſeyn nicht fühlt, ſich aufgelöſt, in ein anders Weſen hinübergezaubert hält. Er ſtand ohne Sprache, ohne Bewegung, verſchlang mit gierigem Blick jede Miene, jeden Zug, jede un-

willkührliche Wendung. Alles hatte Bedeutung für ihn, zog seine Aufmerksamkeit an, entdeckte ihm Gefahr, und nie gesehne, nie gefühlte Schönheit.

Serena sah seine Verwirrung — sie vermehrte die ihre: denn die ihre hatte sie in ihm erregt. Beyde hatten kaum so viel Gegenwart des Geistes, daß sie die gewöhnlichen Komplimente vorbringen konnten. — Sie sind heut ein wenig nachdenkend, Signor. So suchte Serena sie beyde aus der Verlegenheit zu ziehn, und wußte fast nicht, was sie gesagt hatte.

Ich bin nur — verzeihen Ew. Durchlaucht, ich weiß nicht, was — ja wie Sie sehn.

Sie machten sich gestern viel Ehre. — Ich sah es wie die Augen der Damen, die doch sonst gefühllos im Saale herumschweifen, in Thränen zerschmolzen.

Ew. Durchlaucht beschämen mich. — Ihr Beyfall allein ist hinlängliche Belohnung für mich.

Wenn Sie Ihren Ruhm nur auf meinen Beyfall einschränken: so geht Ihre Bescheidenheit zu weit: Italien kennt Ihre Vorzüge.

Der Beyfall einer Kennerinn überwiegt die gefühllose Menge.

Auf den Vorzug einer Kennerinn kann ich keine Ansprüche machen.

Der feinste Geschmack, das reinste Gefühl für jeden Ton der Musik, die Kunst jeden Mißlaut zu entdecken, das genaueste Verhältniß zu finden, um die berauschte Seele im harmonischen Strome dahinzureißen, beweisen die Kennerinn.

Sie wollte antworten, vergaß aber vor Wonne die Antwort, und ein Blick, der begeistert an ihm hieng, galt ihm mehr als der kalte Ausdruck einer Verbindlichkeit.

Man trug itzt das Frühstück auf. Die Unterredung wurde immer vertrauter, Serenens Lebhaftigkeit nahm zu, ihre Freymüthigkeit reizte seinen Muth. Die Beredsamkeit floß von seinen Lippen; das Gefühl seiner Leidenschaft drängte sich in die Minen, und jede Mine war Sprache der unauslöschlichen Sehnsucht.

Seine Bewegung hatte ihr seine Liebe hinlänglich erklärt: aber die Worte, die sie ihr ohne alle Umschweife entdecken sollten, erstickten im Munde. Er scheute ihren Stolz durch eine zu gähe Erklärung zu kränken. Er suchte also ihre Empfindung ganz zu prüfen,

fen, und dann auf eine Art, die ihr alle Verlegenheit erſparen würde, ihr das Geſtändniß ihrer Schwäche abzunöthigen. Er hatte ſich zur Ausführung dieſes Entſchluſſes ſchon vorbereitet, da er ein kleines Hirtengedicht, daß ihr zu ſeinem Vortheile Stoff zum Denken geben könnte, aus dieſer Abſicht verfaßte. Er wartete nur auf die Gelegenheit es ihr vorzuleſen. Er fand ſie bald, die Unterredung war erſchöpft, die Langweile begann ſich zu nähern: denn noch wagten es die Liebenden nicht, ſie durch wechſelſeitige Betheurungen ihrer Liebe zu verſcheuchen. Serena kam alſo ganz leicht auf den Stoff von der Muſik wieder zurück, und dann von ihr, da ſie ſo nah mit der Dichtkunſt verwandt iſt, auf die Frage, ob er ſich unter der Zeit nicht mit einem neuen Gedichte beſchäftiget habe.

Eine unbeträchtliche Kleinigkeit, erwiederte Fernando, die aber keine Aufmerkſamkeit verdient, hab ich bey Muſſe aufs Papier hingeworfen. Für mehr darf man es wirklich nicht halten.

Das iſt ein Eingang! — und darf man es nicht hören?

Ich wag es nicht Ew. Durchlaucht damit zu ermüden. — Es iſt eine Scene aus

dem Hirtenleben, ich weiß nicht ob ich in diesem Fache der Dichtkunst glücklich arbeite: es ist mein erster Versuch. — Der Schäfer nennt sich Amyntas, und die Schäferinn Galatea.

Der Schäfer Amyntas, und die Schäferinn Galatea. Ich werde mir die Namen behalten.

Amyntas redet itzt — ich setze voraus, sie seyen in Mitte ihrer Unterredung. — Aber ich fürchte Ew. Durchlaucht Langweile zu verursachen. — —

Amyntas Und alle die Kämmer, die hier weiden, holdes Mädchen! gehören dir. Dir grünet diese Flur, dir rieselt dieser Bach: denn diese Flur, und dieser Bach sind dein. Dir schweigt dieser Hain, dir verbreitet er seinen Schatten, und dieser Hain, und dieser Schatten sind dein. — Alle diese Güter hinterließ dir dein Vater, der fromme Palämon.

Galatea. Ihm ist dieser Hain geheiligt. — Aber Schäfer die Güter machen nicht glücklich, sonst wärens die Herren in Städten — und doch sagt man, sie beneiden uns.

Amyntas. O Galatea. Du täuſcheſt dich. — Nicht viele haben das Gefühl, uns beneidungswürdig zu finden.

Galatea. Ihre großen Häuſer, und Scheunen gefallen mir zwar. Wie ſtrahlten ihre vergoldeten Tempel mir entgegen, da ſie die Sonne beſchien! So was iſt ſchön: aber ſchöner iſt noch dieſe Flur.

Amyntas. Und ſchöner als ihre vergoldeten Tempel, und ſchöner als dieſe Flur iſt die Tochter Palämons. Heitrer als das Frühlingslüftchen, was deinen Nacken umweht, iſt die offne Stirne, deine Sprache gleicht der Tonkunſt, und dein Aug iſt Flamme für mein Herz.

Galatea. Was rühmſt du mich Schäfer? Was pflückteſt du die Roſe ab, und ſteckſt ſie an meinen Buſen? — Immer näher — Schäfer du wirſt kühn!

Amyntas. Holdes Mädchen! ich liebe dich. — Ich habe eine kleine Heerde, keine Flur; ich bin arm: aber ich liebe dich, wie kein Schäfer dich liebt.

Galatea. Warum ſagteſt du das nicht längſt? loſer Schäfer! — Ich liebte dich ſobald ich dich ſah; aber ein Mädchen darf ſich nicht antragen, ſagte mir meine Mutter, und ich verſchwieg meine Liebe.

Amyntas. Durft ein armer Schäfer es wagen dich zu lieben? durft ers dir sagen? — Jzt erst gab mir die Heftigkeit meiner Liebe die Kühnheit. — Aber was werden die übrigen Schäfer der Flur, was wird der reiche Damon sagen. Den armen Amyntas liebt Galatea.

Hier erreichte Serenens Aufmerksamkeit den höchsten Grad.

Galatea. Rede nicht davon. — Singst du nicht schöner als alle übrigen Schäfer der Flur? Spielst du nicht schöner auf der Flöte, als der reiche Damon? bedarf ich der Heerden? bedarf ich der Aecker? Rede nicht davon. — Höre mich, wenn mir die Schäfer Vorwürfe machen, dann komm, nimm deine Flöte, spiele so schön, daß dir die Vögel des Hains zuhorchen, der Ton deiner Flöte wird die Herzen der Schäfer rühren, sie werden staunen, und schweigen. Und das soll ihnen statt der Antwort gelten, edler Amyntas!

Amyntas. Und das du dir diese Beruhigung gabest, soll künftig der Jnnhalt meines Gesangs seyn!

So sprach der glückliche Amyntas, und ich weiß nicht, ob er Ew. Durchlaucht nicht Langweile machte.

Da ihn Galatea mit Vergnügen hörte, kann er auch auf Serenens Beyfall vollkommnen Anspruch machen. — Noch muß ich Ihnen sagen, daß Serena in gleichem Falle wie Galatea denkt.

Und Fernando ist darüber so entzückt, wie Amyntas.

Nur setzten Sie den Schäfer zu weit herab.

Den Schäfer setzt ich nicht zu weit herab; aber die Schäferinn wohl.

Das seh ich nicht ein.

Ich vergaß, daß die Schäferinn eine Fürstinn war.

Und der Schäfer Fernando hieß. — Sie vergaßen doch wirklich vieles. — Ein schmachtender Blick erklärte ihm den Sinn von diesen Worten.

Fernando ward durch diese Rede von Wonne so überrascht, daß er keinen Ausdruck fand, ihrer geheimen Zärtlichkeit zu erwiedern. Seine Lebhaftigkeit nahm itzt zu, die Vertraulichkeit floß von den beredten Lippen, und Liebe war der Innhalt ihrer Vertraulichkeit. Sie verhellten sich ihre geheimen Seufzer nicht mehr, überließen sich dem Strome der Empfindung, die sie im Taumel ergriff. Sie würden bey dieser für

ſie gefährlichen Lage weiter gegangen ſeyn (denn die Heftigkeit ihrer Liebe kannte keine Gränzen) wenn man nicht noch zu rechter Zeit die Ankunft des Fürſten Manfredi gemeldet hätte. Dieſer ungelegne Zufall verhinderte ſie, ihre heißen Wünſche zu krönen. Fernando entfernte ſich mit ſichtbarem Verdruß.

Manfredi war jung, liebenswürdig. Er beſaß aber bey den Vorzügen der Geburt keine andern Verdienſte, als daß er eine ganze Geſellſchaft von Nichts, und über Nichts zu unterhalten wußte. Seine ſchöne Geſtalt, ſein geſundes vollblütiges Ausſehen ſetzten ihn bey allen Damen in Gunſt. Er hatte Menſchenverſtand, und ſie nannten ihn zu Zeiten ſinnreich. Das iſt der ganze Innhalt ſeiner Vollkommenheiten. Er hielt ſehr auf ſeine Geburt, und vergab ſein Anſehen nicht.

Da er ſeine Reiſen in fremde Länder, in welchen er nach ſeinem Ausdruck viel Merkwürdiges fand, geendet hatte, dachte er ſich in ſeinem Vaterland zu vermählen. Er ſah Serena das erſtemal auf einem Baale. Ihre Geſtalt nahm ihn ein, er forſchte nach ihrem Stande, erfuhr mit Verdruß, daß ſie vermählt ſey, gab aber

seinen Vorsatz nicht auf, machte Freundschaft mit ihrem Gemahl, seufzte im Geheim, ließ zu Zeiten einen zweydeutigen Ausdruck von Liebe entfahren, begegnete ihr mit vieler Aufmerksamkeit — ihr Gemahl starb, Manfredi erhielt mit größtem Vergnügen die Nachricht von seinem Tode. Seine Wünsche erwachten mit einer Hoffnung, die zu mächtige Reize für ihn hatte, als daß sie nicht seine ganze Seele ausgefüllt hätte. Er wiederholte itzt seine Besuche, und warb um ihre Hand.

Serena zog ihn allen seinen Mitwerbern vor. Allein der Gedanke einer Vermählung schreckte sie. Sie gab ihm keine unbedingte abschlägige Antwort, sie erklärte sich nur, daß sie für die Veränderung ihres Stands wenig Neigung trage, daß sie von der Zeit die Bestimmung ihres Entschlusses erwarte; sie bedankte sich zugleich für den Beweis seiner Hochachtung, von der sie ein Antrag dieser Art vollkommen überzeuge.

In der Lage, in der er sie itzt überraschte, konnte er am wenigsten seinen Zweck erreichen. Ihre Seele war erst zu lebhaft in Bewegung gesetzt worden, sie hatte itzt nur Raum für Fernando. Sie

nannte es Unmöglichkeit, einen andern zum Gegenstand ihrer Neigung je wählen zu können. Hätte Fernando die Schwäche ihres Herzens, diesen günstigen Augenblick benützt, vielleicht hätte sie sich über das Vorurtheil der Geburt hinausgesetzt, ihm ihre Hand gereicht.

Manfredi überraschte ihre gemachte Erklärung. Doch er entsagte seinen Entwürfen nicht. Er nannte diese Begegnung eine gewöhnliche Ziererey, die in Fällen dieser Art das Frauenzimmer nie verläßt. Er hielt es für einen übertriebnen Zwang, unter dem sie vielleicht ihre Empfindung verbärge. Er schmeichelte sich, die Zeit, und die übrigen Umstände werden einen für ihn vortheilhaften Eindruck machen. Er drang für itzt nicht weiter in sie, um ihr durch seine Zudringlichkeit keine gegründete Ursache zum Mißfallen zu geben.

Serena, da sie sich wieder gegeben war, beschäftigte sich nur mit den Entwürfen der Liebe, dieser Liebe, die Fernando gereizt, und nicht befriedigt hatte. Sie hatte nicht mehr Ursache zu zweifeln, daß er nicht einen Theil seiner Glückseligkeit auf sie einschränke. Sie erwartete mit Sehnsucht seinen nächsten Besuch. Er kam, und

ihr Herz schlug vor Wonne. Das Gespräch fiel von gleichgiltigen Sachen bald auf den Stoff ihrer Liebe. Ihre Freymüthigkeit schränkte sich in keine Gränzen mehr: nur die Zeit widersetzte sich ihrem Vorsatze. Serene mußte ihn auf eine bequemere Gelegenheit verschieben. Sie bestimmte also ihrem Geliebten die zwölfte Stunde der Mitternacht. Sie entdeckte ihm zugleich, daß eine verborgne Thüre zu ihrem Schlafzimmer führe, und versprach ihm zugleich den Schlüssel zu ihr zu geben. Sie öffnete den Schrank um ihn zu suchen, als man die Gräfinn Marcolini, eine alte Freundinn zu ihr ansagte. Sie nahm geschwind den Schlüssel, der ihr der rechte zu seyn schien, und reichte ihn Fernando, der ihr mit der lebhaftesten Zärtlichkeit die Hand küßte, und sich beym Eintritte der Marcolini empfahl.

Nichts setzte sie in eine verdrießlichere Lage, als dieser Besuch. Kaum war es ihr möglich den Wohlstand gegen ihre Freundinn zu beobachten. Ihr Gespräch war zerstreut und abgebrochen. Ihre Gräfinn konnte sich dieses kalte Betragen nicht erklären. Sie schloß, sie müsse zu einer un-

ungelegenen Zeit gekommen seyn, und brach ihren Besuch bald ab.

Kaum hatte sie sich entfernt, als Serena sich ganz mit dem Vorgeschmack ihres künftigen Glücks beschäftigte. Sie zählte jede Stunde, und jede Stunde schien ihr ein Jahr. Die Mittagsstunde war vorüber. — Immer näher dem geheimen Ziel ihrer Wünsche — die Sonne fieng an unterzugehn — die Liebe übereilt sich, ist aber auch vorsichtig — itzt überfiel sie gäh der Zweifel, ob sie in der Eile nicht vielleicht Fernando einen unrechten Schlüssel gegeben habe. Sie untersuchte die übrigen, die neben ihm gelegen waren, fand den rechten, der mit dem, welchen sie Fernando gab, eine so große Aehnlichkeit hatte, daß sie noch zu zweifeln schien, wer von beyden die verborgne Thüre öffne. Aber bey genauer Prüfung blieb ihr kein Zweifel übrig, daß sie einen Irrthum begangen habe. Sie wußte sich aus dieser Verlegenheit auf keine andre Art zu ziehn, als daß sie ein Mittel entdeckte, ohne ihre Ehre einem Verdacht auszusetzen, ihm den rechten zu schicken. Ihn zu sich rufen zu lassen, konnte in diesen Umständen, zu dieser Zeit, da der Tag sich schon neigte, da er erst des

Morgens sie besucht hatte, Verdacht erwecken; dann hatte sie die Nacht für eine ungestörte Wonne bestimmt, die sie durch ihre Schwäche, wenn sie ihn vor der gesetzten Zeit sähe, durch einen nicht so freyen Genuß zu verlieren fürchtete. Zu diesen Gründen kam noch, daß sie ihn nicht zu einem Schluß bringen wollte, als wenn sie die bestimmte Zeit nicht erwarten könnte. Sie dachte also auf eine List, um ihn keinem ungelegnen Zufalle in der Nacht auszusetzen, beschwerte ein kleines Käsichen mit verschiednen Musikalien, schrieb diese wenigen Zeilen auf ein Blatt. „ Ich schick„ te Ihnen in der Uebereilung den unrech„ ten Schlüssel. Erst vor wenigen Augen„ blicken entdeckte ich den Irrthum. Hier „ unter den Musikalien, die ich zum Schein, „ um keinen Verdacht zu erwecken, Ihnen „ schickte, liegt der rechte. Ich erwarte „ Sie um die gesetzte Stunde. Diese Vor„ sicht war nothwendig, damit Sie sich „ keinen verdrießlichen Zufall durch meinen „ Irrthum aussetzten.

Serena. “

Sie versiegelte das Blatt, und legte es oben auf die Musikalien: damit es ihm gleich in die Augen fallen konnte. Das Kästchen wurde gleichfalls gut verschlossen, und versiegelt. Sie übergab es itzt einem ihrer Diener mit dem Auftrage, es Fernando ohne Zeitverlust zu überbringen. Sag ihm, fuhr sie in ihrer Verstellung fort, dies Kästchen enthalte diejenigen Musikalien, um die er mich heut ersuchte. Ich hatte sie verlegt, und fand sie erst vor wenigen Augenblicken. Geh, verlier keine Zeit, er bedarf ihrer noch heut: denn er wird morgen in aller Frühe einige Meilen verreisen. Der Marchese Buonarott hat ihn auf sein Landgut geladen; er giebt eine musikalische Akademie. Fernando ersuchte mich deswegen, ihm diese Musikalien, die noch wenig bekannt sind, da ich sie allein besitze, zukommen zu lassen. Mir ist leid, kannst du ihm sagen, daß ich ihm nicht eher willfahren konnte, da ich sie erst spät fand. — Vor allen andern vergiß nicht ihn zu erinnern, daß er das Kästchen gleich öffne mit dem Zusatz, er werde oben ein versiegeltes Blatt finden, welches das Verzeichniß der Musikalien enthält, die ich ihm überschicke, sollten einige mangeln: so möch-

te er ſie nur aufzeichnen, da würdeſt ihm dann diejenigen, die er nach ſeinem Geſchmack noch fände, zu rechter Zeit bringen.

Der Bediente vollzog ihren Befehl, überreichte Fernando das Käſtchen, den dieſer unvermuthete Antrag nicht wenig überraſchte: doch er errieth bald Serenens Liſt, da er das Käſtchen öffnete, das Blatt erbrach, und ſich von der wahren Urſache des Auftrags überzeugte. Er trug dem Bedienten den verbindlichſten Dank für ſeine Gebieterinn auf, daß ſie ihn mit einer unverdienten Aufmerkſamkeit beehre; er ſetzte hinzu, er habe das Verzeichniß der Muſikalien durchgangen, und gefunden, daß ihm itzt nichts mangle, um ſie mit einer neuen Bitte zu beſchweren. — Serena wurde durch dieſe Nachricht von ihrer Unruhe befreyt. Aber die Sehnſucht, die in ihrem Herzen wütete, vermehrte ſich bey jedem Glockenſchlag. Die Nacht näherte ſich ihr verſchwiegen. Es ſchlug eilf — ſie harrte — endlich ſchlug es zwölf. Es rauſchte — die Thüre öffnete ſich. Er kam. — Schaam und brennende Liebe ſtürmten auf ſie. Sie wagte kaum ihre Augen zu ihm zu erheben — ſank vom Drang ihrer Empfindung überwältigt, halb ohnmächtig auf einen Ruhe-

plaz, und Fernando in ihre Arme. — Die Finsterniß der Nacht verhüllte ihre Schande.

Um keinen Grund zu Muthmassungen zu geben unternahm Fernando vor Anbruch des Tags, da er sich ihren Armen entriß, eine kleine Lustreise, von der er nach einigen Tagen zurückkehrte.

Die beyden Liebenden genossen itzt ungestört die Wonne einer verbothnen Liebe. Sie erstickten jeden geheimen Vorwurf um sie ihnen nicht zu vergällen. So verflossen ihre Tage in trunkner Vergessenheit. Fernandos Heftigkeit hatte Anfangs in den Entwurf seiner Wünsche die Vermählung mit Serena noch nicht verwebt. Itzt erwachte sein Stolz, da er die Leichtigkeit zu sehen glaubte, ihm ein würdiges Opfer zu bringen. Die Liebe hatte jene namenlosen Reize nicht mehr für ihn, wenn sie seinen Ehrgeiz nicht krönte. Er wagte es, Serenen, da er ihr Gemüth erst auf diesen Vortrag bereitet hatte, die Fodrung seines Stolzes zu gestehen.

Serena [illegible] ihn, sie liebte ihn noch mit Heftigkeit, diese Heftigkeit ihrer Liebe erstickte ihren Unmuth; sie machte ihm ihre Vorstellungen, schwur ihm ewige Treue,

betheurte aber, daß ihre Lage, ihre Umstände, das allgemeine Vorurtheil wider eine ungleiche Vermählung sich ihren eignen Wünschen in diesem Falle widersetzten, daß sie ihm itzt noch keine bestimmte Antwort ertheilen könnte; sie müsse, eh sie sich zu einer so wichtigen Handlung entschlöße, Gründe und Gegengründe erst prüfen um sie beyde durch ihre zu späte Reue nicht unglücklich zu machen; dürfte sie der Eingebung ihres Herzens folgen: so wäre ihr Entschluß schon gefaßt.

Ihre Gründe, die Beweglichkeit, mit der sie sprach, die sanfte Beredsamkeit eines schmachtenden Augs, die ihre Worte bestättigte, beruhigten Fernando; er sank an ihren Busen, und schmeichelte sich wieder mit der Krönung seines stolzen Wunsches. — Hätte er den ersten Augenblick, da ihre Liebe zur Heftigkeit wuchs, zu seinem Vorsatz benützt, sie hätte nicht widerstanden, ihm ihre Hand gereicht! — Aber da brannte er nur nach Befriedigung seiner Liebe: nicht seines Stolzes. Der Gedanke von Größe beschäfftigte seine Seele noch nicht. So schmachtet die Sehnsucht nach dem Genusse; sie genießt; wird nicht gesättigt, und weil sie nicht gesättigt wird,

iſt ſie eine unſterbliche Quelle reizender Bedürfniſſe, und die Kette des immer wachſenden Elends. — Treuloſes Herz iſt Marter deine Nahrung, und Verlangen dein Genuß!

Manfredi wiederholte unterdeſſen ſeine Beſuche. Er benützte jeden Augenblick, um ſeinen Zweck zu erreichen. Seine Standhaftigkeit und die Aufmerkſamkeit, mit der er allen ihren Wünſchen zuvorzukommen ſuchte, machten, da Zeit, und Genuß die Heftigkeit ihrer Liebe für Fernando auszuwiſchen begannen, jeden Tag auf ſie einen vortheilhafteren Eindruck. Doch ſprach ihre Empfindung noch immer für Fernando, ſie fürchtete ſeine Wuth durch eine Vermählung zu reizen, die ihm die Hoffnung entriſſe, dem Ziele ſeiner Wünſche ſich je zu nähern. — Damit ich mich kurz ausdrücke, ſie liebte noch.

So wurde von beyden Seiten die Zeit mit Entwürfen und Verſuchen getödtet, als Serena einen Hausball gab, der die Entwicklung ihres Schickſals vorbereitete. Verſchiedene Standesperſonen und Damen vom erſten Range erſchienen auf ihre Einladung. Sie waren alle mit Masken verſehn. Auch Fernando und Manfredi fanden ſich ein.

Sere-

Fernando kannte Serenens Maske, und Manfredi entdeckte sie durch Laura. — Der Baal eröffnete sich, und Fernando tanzte der erste mit Serena; er war in eine weisse Maske gehüllt. Eifersichtig schlich Manfredi der weissen Maske nach, und entdeckte mit Verdruß ihre Vertraulichkeit, die Serena nicht ungütig aufnahm.

Serena war sehr vortheilhaft gekleidet, und sie schwebte mit ihrem Geliebten in unnachahmlicher Anmuth die Reihen durch. Fernando fühlte nie den Eindruck ihrer Reize, wie itzt. Er hieng ganz an ihr. Ihr Busen hub sich vor Wonne, die sie umfloß. Sie tanzte noch einige englische Tänze mit ihm, begab sich dann, weil sie Mattigkeit fühlte auf die Seite, und er folgte ihr. Der Wirbel einer wollustathmenden Musik, der Taumel der Unordnung, die Trunkenheit seiner Sinnen reizten die Heftigkeit seiner Liebe, die er ihr in den zärtlichsten Ausdrücken erklärte. Serena empfand das Geflüster der Wollust, ihre Bewegung verrieth ihre Empörung. Sie schmachteten beyde nach frühem Genuß. Sie unterredeten sich also über die Art sich aus dem Saale zu entfernen, ohne Aufsehen zu machen. Ihr Gespräch wurde lebhaft, sie ver-

gassen alles, was sie umgab, und beschäftigten sich nur mit ihrem Bedürfnisse. Serena hauchte Gift von ihren Lippen, und Fernando schlürfte es begierig in sich.

Dieses Smachten, dieses Händedrücken entdeckte Manfredi. Sie bemerkten ihn nicht, ihre Seelen waren zusammengeschmolzen. Unmuthig unterbrach er den Tiefsinn ihrer Zärtlichkeit, da er Serena zum Tanz auffoderte. Unwillig, daß man sie in Mitte ihrer verliebten Entwürfe überraschte, gab sie, ohne zu denken, was sie sagte, ihm die kalte Antwort; Ich tanze nicht — und setzte die Unterredung mit Fernando fort.

Manfredi, obschon er wußte, daß sie ihn in seiner Maske nicht kannte, muthmaßte doch, sie habe seine Stimme hinänglich unterschieden. Kaum war er fähig den Ausbruch seiner Kränkung zu unterdrücken. Er warf einen wütenden Blick auf die weisse Maske, und entfernte sich in eine andre Ecke des Saals. Seine Bewegung verrieth sein widriges Gefühl.

Itzt ergoß sich die Musik ungestümmer, ein neuer englischer Tanz begann, und weckte Fernando und Serena aus ihrer Trunkenheit. Ein Paar mangelte noch,

schnell

ſchnell ergriff Fernando Serenens Hand, und tanzte mit ihr von dem Zauber der Tonkunſt dahingeriſſen die Reihen durch. Die Fürſtinn erinnerte ſich in dem Drang ihrer Empfindung nicht, daß ſie Manfredis Aufforderung zum Tanze nicht angenommen hatte, und tanzte in ungeſtörter Wonne.

Manfredi weckte die rauſchende Muſik zu gleicher Zeit aus ſeinem Tiefſinn, er wandte ſeine Augen, und ſah Serena mit der verhaßten weiſſen Maske wie im Triumphe daherſchweben: Wer iſt er? Sie begünſtigt ihn. — Wer mag er wohl ſeyn! So rief er bey ſich, und die Wuth goß ſich in ſeine Ader. Jtzt endete ſich der Tanz. Fernando begab ſich aus dem Saale im Begriff in das Nebenzimmer zu gehn, um ſich zu erfriſchen, und Manfredi ſtürzte ihm in der größten Eile nach. Kaum hatte er ihn erreicht, als er ihm mit Ungeſtümm anfiel: Die Larve hin Geſicht! Jhren Namen, mein Herr!

Wer frägt mich? wer hat das Recht den Wohlſtand zu verletzen? — Jhren Namen zuerſt, mein Herr! gab ihm Fernando hitzig zurück.

Mein Name iſt Manfredi.

Und der meine Fernando.

Der meine Fürſt Manfredi.

Der meine nur Fernando.

Und Serena wars, mit der Sie in ſo zärtlichen Ausdrücken zu ſprechen ſchienen, an der ſie ſo wonnetrunken hiengen.

Und wenn ſies war?

Sie wußten doch, daß ſies war?

Und wenn ichs wußte?

Und ſie hielt Sie —

Für den, der ich bin. — Tod und Hölle! Was kümmert es Sie?

Sie vergeſſen, was Sie meinem Stande ſchuldig ſind.

Ihre Durchlaucht verzeihn, daß ich mich, da Sie mich ſo lang zu fragen geruhten, gleichfalls erkühnte in Unterthänigkeit eine vielleicht unüberlegte Frage aufzuwerfen.

Darf Ihre Kühnheit ſo weit gehn! — Sie wagen es, mit dieſer Vertraulichkeit Ihre Augen zu einer Fürſtinn zu erheben?

Das wird Serena am beßten beantworten.

Sie ſchmeicheln ſich, daß dieſe Vertraulichkeit ihr nicht mißfallen habe. —

ha ſie kannte Sie nicht, ſie hätte Ihnen ſonſt ihre ganze Verachtung gezeigt.

Glauben Sie es dann, ſtolzer Fürſt, daß ſie mich nicht kannte? — Fernando, iſt kein Fürſt: aber er iſt Fernando.

Ein elender Tonkünſtler macht Anſprüche auf die Liebe einer Fürſtinn!

Dieſen elenden Tonkünſtler kann kein Monarch machen: aber ein Wink von ihm erhebt den Bauren vom Pfluge, ein Augenblick macht ihn zum Fürſten — und er würde vielleicht edler denken als Sie. Die Geburt iſt das Werk eines Zufalls: an der Hervorbringung eines Genies erſchöpft ſich die Natur.

Welcher lächerliche Stolz!

Wenn der Stolz ſich auf Verdienſte gründet, ſo iſt er verzeihlich: wenn er ſich aber auf einen Zufall gründet, dann iſt er Wahnſinn. — Urtheilen Sie itzt, wen von uns beyden der Vorwurf trifft.

Reden Sie, was iſt Ihre Abſicht, was kann ſie ſeyn, wenn Serena ihre Vertraulichkeit billigt, wenn ſie — Reden Sie, reißen Sie mir das Herz aus der Bruſt!

Welcher verworrne Unſinn!

Unſinn! bey Gott! zum Unſinn wirſt du mich bald bringen! — Rede, gieb Ant-

wort, was iſt Deine Abſicht? Begünſtigt ſie Dich?

Fragen Sie weiter.

Tollkühner! Du weichſt meinenen Fragen aus. — Ich begreife nicht — ſollte ſie — könnte — wärs möglich! — Sie ſchlug meine Auffoderung zum Tanz aus — tanzte dann mit Dir die Reihen durch. Mit Dir! freylich mit Dir! Hol Dich der Teufel! — Aber ſie kannte Dich nicht, Du täuſchteſt ſie; ſie wußte nicht, daß Du ſie täuſchteſt, kannte Dich nicht, hielt Dich für eine Standesperſon.

Glaubte gar vielleicht, daß Sie es wären.

Sie kannte meine Maske nicht: aber meine Stimme mußte ihr doch bekannt ſeyn. — Einen elenden Tonkünſtler ſollte ſie mir vorziehn! Es iſt nicht möglich! Du lügſt, ſie kannte Dich nicht, erdichteteſt vielleicht eine Sache von Wichtigkeit, erſchlichſt dieſe Vertraulichkeit — und ſie mußte aus Zwang, aus Wohlſtand — Niederträchtiger! Du lügſt, ſchändlich lügſt Du!

Jetzt ward Fernandos Empfindlichkeit zu heftig gereizt. Die Wuth hemmte alle Ueberlegung, ergoß ſich von ſeinen Lippen.

Er

Er konnte den ſtolzen Manfredi nicht empfindlicher kränken, als wenn er ihn aus ſeinem Wahn riſſe, ihm die Hoffnung je Serena zu beſitzen raubte, wenn er ihm ſagte, daß er ſelbſt — er, den er ſo weit herabſetzte, ihm das Ziel ſeiner Wünſche, nach dem er brannte, entreißen werde. Das wußte er, das wollte er, und er hoffte durch Serenens Liebe ſeine Abſicht zu erreichen, wenn ſich auch einige Schwierigkeiten ereignen ſollten. — Raſen Sie, wüten Sie, fuhr er itzt fort, werden Sie wahnſinnig; Fernando, dieſer Fernando, der mit Ihnen ſpricht, dem Sie mit dieſem thörichten Uebermuth begegnen, dieſer Fernando liebt Serena — die Fürſtinn Serena — und hören Sie, vergeſſen Sie es nicht — wird wieder geliebt — von der Fürſtinn Serena. Das müſſen Sie ſich merken. Haben Sie mich auch verſtanden? Ich ſehe ſchon, ich muß es noch einmal wiederholen. Ich liebe die Fürſtinn Serena und die Fürſtinn Serena liebt mich, und der Tonkünſtler Fernando wird ſie als ſeine Gemahlinn beſitzen. — Reden Sie, haben Sie mich verſtanden? Antworten Sie, gefällt Ihnen mein Plan? — Sie ſchwei-

gen,

gen, die Wuth hemmt Ihnen die Sprache, und das iſt mein Triumph!

Du ſie lieben — ſie Dich lieben — Du Dich mit ihr vermählen!

Ich bitte mir zugleich die unverdiente Gnade aus, daß Euer Durchlaucht unſrer Vermählung durch den Glanz Ihrer adelichen Perſon mehr Feyerlichkeit zu geben geruhen wollen.

Wo bin ich! Ich vergehe! — Du raſeſt, Du ſprichſt im Wahnſinn; dein Hirn gerieth in Unordnung.

Der Fall trifft bey Euer Durchlaucht ein.

Sie Dich lieben! — Geh, Thor! ſage das einem andern. — — Aber was macht ihn ſo kühn? — Dieſe Unverſchämtheit! — — Sollte ſie ihm Anlaß — ja Anlaß — ſollte ſie ihm Anlaß dazu gegeben haben. — Oder will er mich durch Erdichtung ihrer Liebe kränken! So dachte er, und [illegible]chnete.

Sie ſind ſehr tiefſinnig. — Kann eine ſolche Kleinigkeit Euer Durchlaucht beunruhigen. Niemand kann Ihnen ja die Pflicht auferlegen, meinen Worten zu trauen; belieben Sie nur freymüthig zu behaupten, daß ich lüge. Fernando ſollte der Nebenbuh-

buhler des Fürſten Manfredi ſeyn! Eine unbegreifliche Sache!

Du ſchändeſt in Deinem Wahnſinn die Ehre einer Fürſtinn, die Dich verachten muß. Ich würde ſie in Deinem Blute rächen, wärſt Du von Adel, wärs mir nicht Schande den Degen wider Dich zu ziehn. — Rache — Verachtung — und die verdienſt Du kaum!

Er ſprachs, und warf ihm einen drohenden Blick zu. Aber ſeine Rede hatte einen ſo heftigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ſich kaum von ſeiner ſchrecklichen Ueberraſchung erholen konnte. Er nannte es Unmöglichkeit, daß Serena ſich ſo weit herabgelaſſen habe; daß ſie Fernando liebe, und dann ſchien es ihm wieder nicht wahrſcheinlich, daß Fernando in ſeiner Kühnheit ſo weit gegangen wäre, es zu behaupten, wenn ſie ihm nicht überzeugende Beweiſe von ihrer Neigung gegeben hätte. Itzt ſah er Unſinn und Unmöglichkeit, dann Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit. Er war in die ſchrecklichſte Lage verſetzt, und wußte keinen Schluß zu faſſen.

In den Ausbrüchen ſeiner gereizten Wuth ſchweifte er im Saale herum, ſuchte Serena um ſich von ſeinen fürchterlichen

Zweifeln zu befreyen, und die wahre Lage der Sache durch sie zu ergründen. Aber er konnte sich noch seiner Unruhe nicht entladen: denn Serena hatte sich, da sie Fernando nach dem Tanze nicht mehr im Saale entdeckte, durch eine andre Seitenthüre von der Gesellschaft entfernt. Sie erwartete sie noch einige Zeit, seine Würde wurde durch die Vorstellung erkältet, daß der Ort und die Zeit keine schickliche Gelegenheit für eine Unterredung dieser Art anböthen, daß er den Wohlstand vergäße, wenn er durch seine ungelegne Zudringlichkeit eine Feyerlichkeit unterbräche. Er begab sich also nach Haus, und trug seine Unruhe mit sich.

Fernando, da ihn die Heftigkeit seiner Wuth verließ, fieng an seine begangne Uebereilung zu bereuen. Er tadelte im Geheim den Ausbruch seiner Empfindlichkeit, die das Verhältniß zwischen ihm und Serenen einem [illegible] Nebenbuhler zur Unzeit entdeckt hatte. Doch schmeichelte er sich seinen Zweck durch die Heftigkeit ihrer Liebe zu erreichen, durch die Erreichung seines Zwecks sich wider seinen verhaßten Nebenbuhler zu rächen. Sein Stolz war nie so empfindlich gekränkt worden, als durch

Mau-

Manfredis Herabsetzung, die seine Wuth in ihrer ganzen Lebhaftigkeit erhielt. — Er mußte sich rächen — oder vor Schaam und Verdruß sterben!

Er wollte in den Saal zurückkehren, als er Serena endeckte. Sein Unmuth war zu sehr gereizt, er konnte ihn nicht verbergen. Abgebrochne Worte, kurze, unbefriedigende Antworten verriethen ihn. Serena wußte sich sein Betragen nicht zu erklären. Sie drang in ihn, fragte ihn um die Ursache seiner Schwermuth. — Sie wiederholte ihre Fragen, machte ihm die Vorwürfe, die ihre Zärtlichkeit ihr eingaben. — O Serena! rief itzt Fernando bewegt, Serena! — Oder soll ich Ew. Durchlaucht sagen —

Wozu dieser Zwang, da uns Niemand hört?

Wenn Sie mich lieben —

Welche Frage! — Aber von Liebe können wir hier nicht reden. Wenn jemand käme. — Benützen wir den Augenblick. Niemand bemerkt uns. Die Gäste unterhalten sich im Saale — und die den Tanz nicht lieben, spielen in den Nebenzimmern. — Kommen Sie, wir gehn in dieses Zimmer. Sie öffnete die Thüre, zu welcher sie

den

den Schlüßel hatte, schloß sie von innen, gieng mit ihm auch durch dieses Zimmer, öffnete die Thüre, und Fernando fand sich in ihrem Schlafzimmer. Er konnte seine Augen kaum erheben; so betäubten sie ihre Reize. Doch er beschloß die Anfälle der Wollust zu besiegen, um seine Rache, und seinen Stolz zu befriedigen. Ihre gereizte Liebe sollte ihm seine Absicht erleichtern. Serena ließ sich nieder — und er stand tiefsinnig ohne zu reden vor ihr. Seine Unruhe setzte sie in Verlegenheit. — So unruhig, Fernando! so unruhig! — Fast möcht ich itzt die Frage an Sie thun, die Sie zuvor, ich weiß nicht, aus welcher Ursache, mir vorlegten.

Erlauben Sie, daß ich meine vorige Frage noch einmal wiederhole.

Und hab ich sie nicht schon so oft beantwortet?

Beantwortet — Ah verzeihen Sie. Lieben Sie mich auch mit der Heftigkeit, mit der ich sie liebe?

Fernando! Fernando! Du schwärmst! Ob ich dich liebe! Du fragst! — Du schwärmst, Doch dein Schwärmen gefällt mir.

Wenn ich ſchwärme: ſo ſchwärm ich aus Liebe, Auf ſie ſchränkt ich mein Leben ein.

Und die wird Dir ja zu Theil, liebenswürdiger Träumer!

Ihre Wonne würde — würde mir ganz zu Theil, wenn gewiſſe widrige Vorſtellungen ſie mir nicht vergällten.

Und welche? Haben Sie Urſache ſie ſich zu machen.?

Sie lieben mich: aber ich bin kein Fürſt.

Ich liebte in Fernando nur Fernando.

Aber Manfredi —

Nun —

Iſt ein Fürſt. Und Sie — ich weiß nicht — er ſagt — es kann ſeyn — er betheurt: doch verzeihen Sie, ich bin ein wenig verwirrt. — Erlauben Sie, daß ich Sie verlaſſe, ich werde mir meine Ruhe wieder geben, und die Ihre vielleicht itzt nicht ſtören.

Ruhe! Ich habe keine mehr! Sie iſt dahin. Bleib Grauſamer! Du haſt ſie mir ſchon entriſſen. Bleib, gieb ſie mir wieder! — Was ſoll dieſe verworrne Sprache?

Manfredi!

Iſt Ihnen der Name ſo verhaßt:

So verhaßt, daß ich ihn kaum aussprechen kann!

Ein Verdacht!

Ein Fürst ist ein gefährlicher Nebenbuhler.

Fernando darf keinen Nebenbuhler fürchten. — Sie muthmaßte itzt, Fernando schließe auf eine Neigung für ihn. Sie hatte ihm zwar in der Folge Hoffnung gegeben: aber Fernandos Eindruck war noch zu heftig, sie wagte es nicht durch eine Vermählung ihn zu kränken, obschon sie von ihrer Standhaftigkeit sich selbst nicht überzeugen konnte. Itzt überfiel sie die Reue, daß sie so weit gieng, und Manfredi Hoffnung zu einer Vermählung gab. Sie warf sich in der Heftigkeit ihrer Liebe, die Fernandos schwärmerische Vorwürfe von neuem gereizt hatten, mit Verdruß vor, daß sie der Gedanke überraschte, sie werde vielleicht einmal Fernando vergessen — in den Armen eines andern glücklich seyn können. Sie suchte ihm den Verdacht, als wenn ihre Neigung für den Fürsten spräche, zu entreißen. In dem Augenblicke dieses Vorsatzes ward er ihr mehr als gleichgiltig. — Wenn Sie ein Gedanke beunruhigen kann, daß ich Sie nicht liebe, fuhr sie

mit

mit Lebhaftigkeit fort, ſo kennen ſie die Heftigkeit meiner Liebe nicht.

Aber Manfredi —

Hat keine Anſprüche auf mich zu machen.

Wenn Sie mich ihm vorziehn, wenn meine Liebe noch Reize für Sie hat, warum wollen Sie mich nicht davon überzeugen?

Hab ich Sie nicht davon überzeugt? Welche Beweiſe fodern Sie noch?

Ihre Hand.

Serena überraſchte dieſe Fodrung. Sie liebte ihn: aber ihm ihre Hand zu reichen, ſich dem Spotte der ſogenannten großen Welt auszuſetzen, ſich dieſer Kränkung aufzuopfern — hatte ſie nicht Muth. Das Vorurtheil für ihre Geburt ſtand zu lebhaft vor ihr. Sie liebte Fernando, und auch den Wahn. Dieſer ſah ihre Unentſchloſſenheit, und wiederholte ſeine Vorſtellung. — Wenn Sie mich lieben, wenn der verhaßte Manfredi keinen Eindruck auf Sie gemacht hat, warum können Sie ſich nicht entſchlieſſen, mir einen Beweis zu geben, von dem die Glückſeligkeit meines Lebens, meine Ruhe, meine Ueberzeugung abhängt?

Fernando! bey Gott! Fernando, ich liebe Sie. — Aber — o Fernando! Sie wiſſen — das allgemeine Vorurtheil, der Wahn der Welt, Kränkungen von meinen Unverwandten —

Sie lieben mich — und können ſich über einen Wahn nicht hinausſetzen?

Sie lieben mich — kann ein Wahn Reitze für ſie haben?

Kein Wahn! Meine Glückſeligkeit hängt von Ihrer Hand ab.

Sie ſind Serenens Geliebter — warum wollen Sie der Gemahl einer Fürſtinn ſeyn? — Lieben Sie Serena, oder lieben Sie nur die Fürſtinn?

Ich ſchränkte meine Liebe auf Serena ein. Die Hand der Serena, oder die Hand der Fürſtinn, das gilt mir gleich. Aber ich will ohne Vorwürfe lieben — das Band der Ehe —

Trauen Sie meinen Schwüren nicht? Giebt ihnen meine Hand mehr Sicherheit, als meine Schwüre?

Dieſe Betheurungen, dieſe Schwüre könnten Sie —

In der Folge zurücknehmen. — Das wollten ſie ſagen. — Undankbarer! Hab ich das an Ihnen verdient?

Sie unterbrachen mich zu ſchnell. — Ich wollts nicht ſagen. Bereuen — wollt ich ſagen!

Und wenn ichs denn auch bereute, daß ich Ihnen meine Hand reichte? — Iſt das eine möglich, ſo iſts das andre auch. — Sie könnten auch dieſes fürchten. — Sie ſind in Verlegenheit.

O Serena! verzeihen Sie es der Heftigkeit meiner Liebe, wenn ich — was wollt ich denn ſagen, ich weiß es ſelbſt nicht — aber Ihre Hand, ohne ſie kann ich nicht glücklich ſeyn. — Ihr Gemahl, oder wir —

Dein Stolz! liebt Dich Serena nicht unausſprechlich? Hat ſie Dir nicht die vortheilhafteſten Verbindungen aufgeopfert? Sprich, hat je ein Weib ſo geliebt?

Ihr Gemahl, oder wir —

So ſprich dein Oder aus; reiß mir das Herz aus der Bruſt. Was willſt Du ſagen? Ende dein ſchreckliches Oder

Oder wir ſehn uns ewig nicht wieder!

So weit gehſt Du? — Es war Stolz, thörichter Stolz, der Dich reizte, eine Liebe zu erdichten, die Du nicht kannteſt. Der Name einer Fürſtinn rührte dein elendes Herz, für Serena hatt es kein Gefühl. —

Ich bin entehrt, bin herabgewürdigt, wähnte geliebt zu seyn, und war nicht geliebt.

Der Vorwurf, den Sie mir machten, trifft Sie. — Ich kann sagen, kanns mit größerm Rechte sagen, Sie lieben mich nicht, haben mich nie geliebt. Es ist Stolz, der den Wahn sucht, es ist Stolz, daß Sie Fernando Ihre Hand versagen, weil Fernando kein Fürst ist.

Nicht, weil Fernando kein Fürst ist, nein, weil ein unglückliches Vorurtheil wider diese Vermählung spricht.

Und Sie sagten, daß Sie mich liebten, und können einem Vorurtheile nicht einmal entsagen! — Sie lieben mich nicht. Ich habe den Beweis davon, ich darf nicht zweifeln. Ich will nicht mehr der unglückliche Gegenstand Ihrer Verachtung, Ihres Spottes seyn. Ich bin kein Fürst, Ew. Durchlaucht, und weil ich kein Fürst bin, bin ich unglücklich. — Ich gehe, Reu und Verzweiflung erwarten mich. Ich wähnte in meinem Unsinn von Serena geliebt zu seyn: aber sie ist eine Fürstinn. Ich gehe, ich sehe Sie nicht wieder. — Er wollte gehn. Serena hielt ihn zurück.

Bleiben Sie. Hören Sie — meine Hand — ich kann nicht. — Ich liebe Sie!

Was wollen Sie, fodern Sie es. Ich bin bereit. Bey diesen Thränen — ich betheure, daß ich — ich schwöre — aber meine Hand — meine Familie, meine Anverwandten — Fernando! o Fernando! ich vergehe!

Diese Thränen! Ich halte sie nicht aus. Ich habe Sie in diesen schrecklichen Kampf versezt — Sie sind durch meinen Antrag zu heftig bewegt worden, Sie können mir Ihre Hand nicht reichen. Diese Bewegung sagt mir ihre künftige Reue. Sie würden nicht glücklich seyn, ich hätte Sie elend gemacht! — Ich gehe, Schaam und Reue erwarten mich.

Schaam und Reue! Wie denn, durch welches Verhängniß, Schicksal, wie soll ichs nennen? Denn eine Ursache giebt es nicht, oder giebt es eine, so sehe ich sie nicht ein.

Ich vergehe vor Schaam, vor Wuth, und — ob ich kann nicht reden!

Und warum? warum?

Sie werdens hören. Aber erst Ihre Hand — oder ich gehe — ich gehe. — Ich drohe nicht. Bey Gott! es ist nicht Drohung um Sie zu überraschen, Sie zu

betäuben. Ich muß, muß; komme nicht wieder!

Er stürzte zur Thüre. So starken Widerstand hatte er nicht vermuthet. Serenens heftige Bewegung versetzte ihn zu gleicher Zeit in Mitleid und Wuth — Mitleid für eine Unglückliche, der ein Wahn einen so schrecklichen Zwang auflegen konnte — Wuth, daß er das Ziel seiner Wünsche nicht erreichen könnte, so dem Spotte seines Nebenbuhlers preisgegeben würde. Er wäre gegangen, hätte sie ihn nicht mit vielen Betheurungen zurückgehalten. Sie versuchte ihn zu einem andern Entschluß zu bringen. Er wich nicht zurück, wiederholte seine Gründe, warf ihr Mangel an Liebe vor, drang mit aller Stärke der Beredsamkeit auf sie.

Seine Beweglichkeit, die Heftigkeit ihrer Liebe, der Ort, die Zeit, die Erinnerung an gekostete Wonne, die Furcht ihn zu verlieren, riß sie hin — sie konnte nicht widerstehn — versprach ihm ihre Hand — — Fernando, da er ihr Versprechen hörte, durchschauderte Wonne. Sprachlos taumelte er in ihre Arme; stammelte Dank, konnte sich kaum bereden, daß Serena ihm ihre Hand versprochen habe, wähnte durch

seine

ſeine Eigenliebe vielleicht getäuſcht zu ſeyn, ließ ſich ihre Betheurung noch einmal wiederholen, wollte dann noch einmal danken, und konnte noch nicht Worte finden, die den ganzen Nachdruck des Dankes in ſich ſchlöſſen. Er hätte gern länger in ihren Armen verweilt, doch er fürchtete Serenens zu lange Entfernung könnte Aufmerkſamkeit erwecken. Er entriß ſich ihr alſo, da er ihr die Urſache ſeiner Eilfertigkeit zuvor erklärte. Er entwich durch die geheime Thüre, und Serena eilte in den Saal zurück.

Sie ſchwankte gedankenlos herum, lehnte ſich dann gegen ein Fenſter, blieb eine Zeit mit geſenktem Haupte unbeweglich ſtehen. Sie fieng an ihr Verſprechen, ihre Ueberredung zu bereuen. — Was hab ich gethan, was hab ich verſprochen! rief ſie itzt in dem Drang ihrer Seele. — Ich ſeine Gemahlinn! — Ich hab ihms verſprochen! hab ihms verſprechen — verſprochen! — Meine Familie, meine Anverwandten — die Welt — Ich bin verloren! Ich habe mich übereilt — wurde getäuſcht! — Aber ein gegebenes Verſprechen! meine Pflicht! meine Ehre! — — — Die Reue folgt der That — ſie iſt fruchtlos!

Dieſen widrigen Empfindungen preis gegeben verwünſchte ſie in der erſten Empörung den Tag, an welchem ſie Fernando kennen lernte, an welchem ihr Herz für Liebe ſchlug. — Dann erinnerte ſie ſich wieder der Wonne, da er ihr zuerſt ſeine Liebe erklärte, da er ihr die Beſtättigung ſeiner Zärtlichkeit machte; beredete ſich, die Heftigkeit ſeiner Neigung, die ihre Schwäche in ſeiner Bruſt anfachte, die Furcht ſie zu verlieren, habe ihr ein Verſprechen abgedrungen, auf welches er ſeine Glückſeligkeit einſchränkte — ſie ſchien ihn itzt zu entſchuldigen, und ihre Handlung kaum eine Uebereilung zu nennen. Sie ſuchte ſich zu beruhigen, widerſprach ſich, und verwarf ihre Beruhigung wieder.

Der Saal war geendet; die Gäſte begaben ſich nach Haus. Aber Serena floh die Ruhe. Sie konnte ſich Fernandos Zudringlichkeit nicht erklären, die Urſache nicht finden, die ihn gleichſam in eine Art von Wuth verſetzt hatte. Da ſie ihm ihr Verſprechen gab, vergaß ſie nach ihr zu fragen: ſo beſtürmte ſie die Menge, die Ueberraſchung entgegengeſetzter Empfindungen. Sie ſchrieb itzt die Urſache ſeines Betragens einer geheimen Eiferſucht zu: denn auf ei-

ne andre konnte ſie nicht ſchließen. Doch Manfredi entriß ſie ihren Zweifeln. Die Geſchichte der Nacht hatte zu lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. Er wollte ſich von der wahren Lage der Sachen überzeugen. Ihre Unterredung verfiel auf den geſtrigen Baal. Manfredi rühmte die Anſtalten, die man getroffen hatte, und machte Serenens Geſchmacke einige verbindliche Komplimente. Sie dankte ihm lebhaft, und lehnte das Lob mit vieler Beſcheidenheit von ſich ab. Da die Unterredung fortgeſetzt wurde, klagte ſie, daß ſie ſich nicht ganz wohl befinde, daß ſie wenig geſchlafen, eine gewiſſe Unverdaulichkeit verſpüre, und was dahin gehört.

Ich darf eben nicht über Unpäßlichkeit klagen, unterbrach ſie Manfredi in einem angenommnen gleichgiltigen Tone, aber ich habe die ganze Zeit, da ich mich doch bald nach Mitternacht niederlegte, kein Aug geſchloſſen.

Und die Urſache?

War ein verdrießlicher Zufall, der mir geſtern begegnete.

Und darf ich ihn wiſſen?

Vielleicht nehmen Sie einigen Antheil dran.

Sie

Sie machen mich neugierig.

Mich hat er in die schrecklichste Unruhe versetzt. Verhält sich die Sache, wie man sie mir für Wahrheit aufdringen wollte, so bin ich nicht mehr so glücklich, daß ich mir schmeicheln kann, Ihre Hand je zu besitzen.

Ich staune! Ich begreife nichts!

Ich habe einen fürchterlichen Nebenbuhler. — Er zählt zwar keine Ahnen, er ist auch kein Fürst — über Kleinigkeiten dieser Art sieht er hinaus — aber er ist — schließen Sie auf seine großen Vorzüge — er ist ein guter Klavierspieler und ein guter Sänger.

Erklären Sie sich.

Und heißt Fernando.

Bey dem Namen Fernando verscheuchten sich Röthe und Blässe wechselweiß auf ihren Wangen.

Und wer — wer —

Es mir sagte, meinen Sie? Er selbst rühmte sich Ihrer Gewogenheit, behauptete, daß Sie ihn lieben, daß er sich schmeicheln könne, Sie werden ihm Ihre Hand reichen. — Das letzte sagte er mit außerordentlicher Zuversicht.

Das auf öffentlichem Baale — in Gegenwart so vieler Anwesenden?

Mir hat ers unterdessen nur — zwar mit vieler Unverschämtheit anvertraut. Er gab mirs ganz deutlich zu verstehn, daß es ihm sehr lächerlich scheinen würde, wenn Sie zwischen mir und ihm noch eine Wahl anstellten.

Itzt ward ihr Stolz auf das empfindlichste gekränkt. Itzt begriff sie die Ursache seiner Zudringlichkeit. Schaam und Reue zerrissen ihr Herz. Daß er in seiner Kühnheit so weit gieng, sich ihrer Gewogenheit rühmte, mit dieser stolzen Ueberzeugung Ansprüche auf ihre Hand macht, reizte ihre Wuth. — Ihre Ehre zu retten war sie gezwungen alles zu läugnen. Sie betheurte Manfredi, daß sie ihm nie Ursache gegeben habe, sich mit ihrer Neigung zu schmeicheln, daß es Unsinn, Wahnsinn wäre, wenn er es wagte, auf sie Ansprüche zu machen, daß er sich nicht der geringsten Vertraulichkeit rühmen könne, daß sein lächerlicher Stolz sich vielleicht mit einer Neigung getäuscht habe, sie habe seine Besuche zwar nicht verworfen, weil sie die Musik liebe, aber ihm nie Gelegenheit zu einer Vertraulichkeit angebothen.

Ich trage zu viel Hochachtung für ihren Stand, erwiederte Manfredi, als daß ich von seiner Niederträchtigkeit nicht überzeugt wäre. — Doch, verzeihen Sie, ich sah Sie mit ihm tanzen, er hatte eine weisse Maske; Sie schienen einmal sehr vertraut mit ihm zu sprechen — Und Manfredi wars, dem Sies in diesem Augenblick abschlugen, da er Sie zum Tanz auffoderte.

Eine Lüge konnte Sie allein aus dieser schrecklichen Verlegenheit retten. — Ich, rief sie in ihrer Verstellung auf, ich tanzte mit Hernando, sprach mit ihm in einem vertrauten Ton! Er hatte eine weisse Maske, sagen Sie. — Daß ich einer Maske, die mich zum Tanz auffoderte, es abschlug, erinnere ich mich itzt — aber daß Sie diese Maske waren — wärs möglich! — Ich kanns nicht glauben! — Wenn Sies doch waren: so bitt ich um Vergebung. Ich war zerstreut — ein wenig müd, hatte mir wirklich vorgenommen, nicht mehr zu tanzen. Zum Unglück fieng ein neuer rascher englischer Tanz an, der mich so in Ueberraschung setzte, weil ich die Musik liebe, daß ich, da man mir zugleich sagte, daß noch ein Paar mangle, vergaß, daß ich zuvor einer Maske abgeschlagen hatte,

mit

mit ihr zu tanzen. — Ich bitte sehr um Vergebung, mein Wille war nicht bey dieser Begegnung. Ich weiß was ich Ihrem Verdienste, ihrem Hause schuldig bin.

Er möchte eine Verbeugung.

Daß ich mit einer weissen Maske tanzte, so setzte sie ihre Rede fort, weiß ich mich zu erinnern, daß ich mit ihr sprach, auch das. — Aber Fernando hab ich nicht gesehn, hab ich nicht gesprochen, hab nicht mit ihm getanzt.

Aber die weisse Maske, eben die, mit der Sie sprachen, war Fernando. In dieser Maske hab ich ihn gesprochen, gesprochen, in dem Augenblick, da er den Tanz mit Ihnen endete.

Ich staune! — Ists möglich! Was sagen Sie? — Ha, itzt begreif ich den Irrthum. — Diese weisse Maske, die mit mir sprach, die ich nicht kannte, war also Fernando. — Der Unverschämte gab sich für eine Standsperson, für einen Freund meines verstorbnen Gemahls aus, log mir die wichtigsten Sachen vor, die meine ganze Aufmerksamkeit reizen mußten. Er entdeckte mir, er habe meiner Angelegenheiten wegen einige vortheilhafte Entdeckungen gemacht, sagte, er habe, da er heut erst an-

gekommen, und gehört, daß ich einen Ball gäbe, mich auf diese Art überraschen wollen. — Sehn Sie die Größe seiner Unverschämtheit. — Kann man so weit gehn!

Ich dachts wohl. — Nun ist das Geheimniß aufgedeckt. —

Der Thor!

Er verdient nur Verachtung.

Ihre gekränkte Ehre —

Würde nicht gerächt — wenn Sie sich so weit herabließen ihm Vorwürfe zu machen.

So suchte sie sich aus ihrer Verlegenheit zu ziehn, und ihre Ehre zu retten. Der Gedanke an Fernando war Kränkung für sie. Sie haßte sein Andenken, verwischte es aus ihrer Seele. Sie erinnerte sich itzt auf ihr gemachtes Versprechen. — Ein abgenöthigtes Versprechen ist nicht zu halten. Nie werd ich ihn wieder sehn — nie hab ich einen Menschen so gehaßt, so verabscheut! — So sprach sie zu sich.

Manfredi, der sich itzt von der Wahrheit der Sache überzeugt hielt, entsagte jedem Verdacht, der ihrer Ehre hätte nachtheilig seyn können. Er wiederholte des andern Tags seine Besuche, und erneuerte die Erklärung seiner Liebe. Serena, da

ſie Fernando itzt haßte, und dem Fürſten, der ihr nie ganz gleichgiltig war, durch einen längern Widerſtand keinen Verdacht beybringen wollte, verſprach ihm ihre Hand. — Er dankte ihr in den lebhafteſten Ausdrücken, und man beſtimmte den Tag zur Vermählung.

Unterdeſſen ſchmeichelte ſich Fernandos Stolz mit einem Siege über ſeinen Nebenbuhler. Schon umflatterte der Traum einer künftigen Größe das getäuſchte Aug; ſchon beſchäftigte ſich die ſchwärmende Einbildungskraft mit Bildern einer nie gefühlten Glückſeligkeit. Jede Verzögrung war ihm verhaßt. Er ſehnte ſich mit Leöhaftigkeit nach dem Genuß ſeiner künftigen Größe. Er eilte zu Serenen, um mit ihr den Tag zu ihrer Vermählung zu beſtimmen. Er trat mit ſeiner gewöhnlichen Freymüthigkeit hinein, ſtürzte in ihre Arme.

Zurück, rief ſie ihm entgegen, Elender! Wie weit geht Deine Unverſchämtheit?

Er glaubte die Stimme des Donners zu hören, konnte nicht reden.

Zurück. — Flieh mich! Niederträchtiger Mann! ſchändlicher Betrüger! flieh mich auf ewig. — Tod und Verderben

über Dich! Du hast mich getäuscht, schändlich hintergangen. — Aber ich will mich rächen, will mich rächen, Dir das elende Herz aus der Brust reißen! Flieh mich auf ewig!

Ich verstehe nicht — diese Wuth — Gott! Welcher Verdacht! — Getäuscht! hintergangen!

Ja getäuscht, hintergangen, betrogen! hast gelogen, schändlich gelogen, meine Ehre gekränkt, und hast, hast — mehr gethan, als ich aussprechen kann — hast Dich gegen Manfredi mit meiner Vertraulichkeit gerühmt, hast mit einer unbegreiflichen Kühnheit, eh Du noch mein Versprechen hattest, behauptet, betheuret, Du habest nicht Ursache zu zweifeln, daß ich Dir meine Hand reichen werde. Das hast Du Manfredi gesagt; das hast Du Manfredi betheurt; das hast Du gesagt. — Oder hast Du es nicht gesagt? Hast Du es nicht gethan?

Ich habs gesagt, läugne es nicht. Aber Manfredi hat mich auf das empfindlichste gekränkt, hat mich schändlich herabgesetzt, mich gezwungen ihm meinen Namen zu sagen, mir in den niedrigsten Ausdrücken vorgeworfen, daß Sie mit mir

tanzten, mit mir sprachen. Nie hatte mich ein Mensch so herabgewürdigt, so entehrt. Ich konnte itzt den Ausbruch meiner Wuth nicht länger hemmen, ich wollte mich rächen, wußte, daß ich mich nicht empfindlicher rächen könnte, als wenn ich ihm die Hoffnung Sie zu besitzen entrisse, ihm zeigte, daß der von ihm so weit herabgesetzte, so verachtete Fernando das unverdiente Glück habe, ihm vorgezogen zu werden.

Das hast Du nicht, hasts nie gehabt, hättest Dir nie damit schmeicheln sollen! — So mußtest Du Dich rächen — konntest es nicht anders — als zu meinem Nachtheil, zu meiner Schande? — Zu meiner Schande! — O ich vergehe!

Schande! — Wie! — Da Sie itzt meine Gemahlinn werden.

Deine Gemahlinn! Unsinniger! Deine Gemahlinn! Deine Gemahlinn! — Du wagst das Wort nur auszusprechen. Nie — Elender! nie — hast Du mich verstanden? — nie hättest Du Dir mit einem so thörichten, so lächerlichen, so abgeschmackten, so unbegreiflich unsinnigen Gedanken schmeicheln sollen?

Ihr Versprechen —

Du haſt es mir entriſſen, abgenöthigt, abgedrungen. — Ich halt es nicht, bins nicht verpflichtet zu halten; ein abgenöthigtes, abgedrungnes Verſprechen iſt kein Verſprechen.

Fernando drang mit der Stärke der Beredſamkeit auf ſie, ſuchte den Ausbruch der Wuth zu hemmen, verſchwendete Betheurungen, flehte, erinnerte ſie auf ihre erſte Liebe, auf ihre vorige Glückſeligkeit, brachte alle Gründe vor, die ihm Liebe, Zärtlichkeit, und ſein gereizter Stolz eingaben — ſie blieb unbeweglich, wiederholte die kränkendſten Vorwürfe, überhäufte ihn mit Verwünſchungen. — Flieh mich, fuhr ſie in ihrer Wuth fort, Dein Anblick iſt mir verhaßt. — So weit herabgeſetzt! — Ich — eine Fürſtinn vom Geblüte — ich Dir meine Hand reichen, Verräther! — Geh, wiederhole den Unſinn nicht mehr. Meine Schande! unauslöſchliche Schande! Wie tief bin ich gefallen! Dich hab ich je geliebt! Iſt es möglich! — Was red ich! Wo bin ich! — Doch wenn Du es wagſt je zu ſagen, daß Du — Ich vergehe! — Du verſtehſt mich, dann zittre vor meiner Rache! — Ich will mich rächen —

ke'n Weib ſoll ihre gekränkte Ehre noch ſo gerächt haben!

Dieſe Wuth, dieſe Beſchimpfungen empörten Fernandos Stolz. Er konnte ſich nicht mehr zurückhalten, war ſeiner nicht mächtig. Er hatte durch Zärtlichkeit, durch Gründe den Weg zu ihrem Herzen vergebens geſucht, er ſchritt itzt zu Drohungen. — Sie halten ſich, unterbrach er ſie mit Heftigkeit, Sie halten ſich entehrt, daß ichs wagte, Ihre Hand zu fodern, daß Sie mir ſie verſprachen, halten ſich entehrt, daß ich ſie liebte, daß ich es Manfredi in dem Ausbruch meiner Empfindlichkeit unwillkührlich dahingeriſſen entdeckte. Sie drohen mir mit Rache, und ich bin der Beleidigte, ich bin der Gekränkte — und ich werde mich rächen auf eine Art, die Ihnen die empfindlichſte ſeyn wird. Ew. Durchlaucht werden mich verſtehn?

Ja ich verſtehe Dich, hab itzt den vollkommneſten Begriff von Deiner Niederträchtigkeit. Aber ich fürchte die Rache nicht, die Du meinſt, und auf die ich Dich vielleicht itzt erinnerte. Ich fürchte ſie nicht. In der Uebereilung, in dem Ausbruche meiner Wuth ſchwärmt ich, hielt ich das für Rache, womit Du Dich nie rächen

kannſt. — Erzähl, entdecke Deine eigne Schande; auf Dich allein wird ſie zurückfallen. — Welcher Thor wird glauben, Serena habe je in Deinen Armen — Man wird Dich für einen Lügner, einen Unverſchämten, einen Verläumder halten, dem es dran liegt ſich mit der Gewogenheit der Damen zu rühmen, die er nie gekannt hat. — Und dann verbreitet ſich der Ruf von dieſer Deiner Niederträchtigkeit zu mir: ſo werd ich — nenn mich kühn, tollkühn, wahnſinnig — ſo werd ich es wagen, meine Ehre gerichtlich vertheidigen zu laſſen. Mein Stand, meine Familie ſpricht für mich, und das gerechte Vorurtheil iſt in dieſem Falle auf meiner Seite, da Du keinen förmlichen Beweis wider mich haſt.

Keinen förmlichen Beweis! Ich hätt ihn nicht! — Er öffnete ſeine Schreibtafel, und zeigte ihr das Blatt, das ſie ihm durch den Bedienten zum Scheine mit den Muſikalien, da ſie ihm den unrechten Schlüßel zur geheimen Thüre in der Uebereilung gab, zur Erreichung ihrer Abſicht geſchickt hatte.

Wuth und Entſetzen überfielen ſie, da ſie das verhaßte Blatt ſah. Sie ſank halb außer ſich auf einen Sitz. — Sie hatte

nicht

nicht mehr auf dieſe Schrift gedacht, und hatte ſie auf ſie gedacht: ſo fiel es ihr nicht ein, daß Fernando ſie noch werde aufbehalten haben. Dieſer Zufall brachte ſie aus ihrer Faſſungskraft. Sie ſchlug wütend die Augen zur Erde, und ſaß unbeweglich.

Nie wär ich ſo weit gegangen, ſetzte Fernando ſeine Rede fort, nie hätt ich dieſen Schritt gethan: hätten Sie mich nicht ſo weit herabgeſetzt, mir ſo unedel, mit dieſer Kränkung mir begegnet. — Zu was entſchließen Sie ſich?

Dich zu haſſen, Dich zu verabſcheuen, Deine Unverſchämtheit, Deine Niederträchtigkeit zu ſtrafen, mich zu rächen.

Sie haben nicht das Recht mir zu drohn.

Nicht das Recht! Nicht das Recht! — Elender! Was redſt Du? Ich nicht das Recht! Ich habe das Recht, Dir das Herz aus der Bruſt zu reißen, und wenn ich die Macht hätte, das Recht Dich zu vernichten, langſam unter Marter und Verzweiflung aufzulöſen, in ein Nichts, in ein Unding hinüber zu ſchmelzen.

Sie raſen.

Laß mich rasen, laß mich wüten! — Ich verliere meinen Verstand, und ich verliere ihn durch Dich! — Du hast mich elend gemacht, hast mir meine Ehre, meine Ruhe, hast mir alles geraubt: nur dieses elende Leben ist mir noch übrig. Nimm es mir. — O mein Vater, wenn Dein zürnender Geist auf Deine Tochter herabsieht, wenn Du noch am menschlichen Elend Theil nehmen kannst, hier steh ich, hier bin ich, sieh mich entehrt, sieh mich in den Armen der Verzweiflung eines langsamen Todes sterben! — Und Thränen der Wuth und der Reue stürzten ihr die Wangen herab.

Selbst Fernando ward gerührt. Er suchte sie zu besänftigen. Sie hörte ihn nicht. Er fürchtete nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit, er drang also nicht weiter in sie: bestimmte ihr aber die Zeit einen Entschluß zu fassen.

Serena konnte sich aus dieser schrecklichen Lage nicht erholen. Sie haßte itzt Fernando, sie verabscheute seine Niederträchtigkeit, mit der er sie zu einer verhaßten Heurath zu zwingen suchte. Und er hatte den Beweis ihrer Schande in seinen Händen. Eine Vermählung mit ihm konnte sie dieser Schande entreißen: aber diese

nämliche Vermählung hätte sie wieder Manfredi entdeckt, der in seiner Rache, da sie ihr gegebnes Wort zurückgenommen, ihn dem verhaßten Nebenbuhler aufgeopfert, nachgesetzt hätte, sie nicht verhehlet haben würde. — Schande! Schande! rief sie, auf beyden Seiten unvermeidliche Schande! Fernando! Fernando! Du hast mich hintergangen, hast mich in diese verworrne Lage, aus der mich Niemand retten kann, gesetzt! Meine Ehre ist dahin. — Ich bin verloren! — Was soll ich thun? Es ist nicht möglich, ich kann keinen Entschluß fassen. — Unbegreiflich schändlich! O schändlich! schändlich! Tod und Verderben! Fernando, Manfredi! — Wo bin ich? Was thu ich! Wie rett ich mich, entflieh ich der Schande! — — Er hat mich zu empfindlich gekränkt — er kann mein Gemahl nicht werden! — Nein, Fernando kann mein Gemahl nicht werden! Seine Niederträchtigkeit! Manfredi — Die Welt — meine Familie — mein Stand — er kann mein Gemahl nicht werden. — Halt Unglückliche! — Er kann dein Gemahl nicht werden — wenn ers nicht wird — wird er deine Schande nicht öffentlich ausbreiten? Wird nicht jeder Stein dir dein Verbre-

chen ſagen? — Nun ſo nimm ihn, haß ihn, und reich ihm deine Hand. — Was gewinnſt du dadurch? — Wieder Schande, wieder Verachtung. — Manfredi — ich bin verloren. Ich kann meine Ehre nicht retten — muß ſterben!

So ergoß ſich das volle Herz in ſeinem Drange. Sie fand keine Ruhe, ſah keinen Weg, kein Mittel der Schande zu entgehn, mußte ſich einer gränzenloſen Verzweiflung in die Arme werfen. Itzt überfiel ſie der ſchreckliche Gedanke, daß Fernando vielleicht in ſeiner Wuth Manfredi um ſich wider ihn zu rächen, die Schrift zeigen könnte, die die Beſtättigung ihrer Schande enthielt. Sie durfte keine Zeit verlieren, ein Augenblick konnte ihre Schande entdecken; ſie mußte dieſem entſetzlichen Augenblick zuvorkommen. — Ihm ihre Hand verſprechen — ihr Herz ſträubte ſich wider den Gedanken. Was ſollte ſie thun? Wie ſollte ſie ſich vor der Schande wenigſtens für eine Zeit retten? — Nachdem ſie verſchiedne Entwürfe gemacht, geprüft, und verworfen hatte, entdeckte ſie kein anders Mittel der Schmach zu entgehn, als wenn ſie zur Verſtellung ihre Zuflucht nähme. Sie ließ Fernando aus dieſer Abſicht

ſicht durch einen Bedienten zu ſich bitten. Er kam. Sie nahm eine heitre Mine an, unter der ſie die Wunde ihres Herzens verbarg. Mein Herr, fieng ſie nach einigem Stillſchweigen an, da ſie ſich beyde geſetzt hatten, Sie werden ſich wundern, daß ich Sie noch heut zu mir bitten ließ. Die Sache betrifft unſre Ruhe. Meine Wuth iſt vorüber; ich erkenne meine Uebereilung. —

Er wollte ſie unterbrechen.

Laſſen Sie mich enden. — Ich verſprach Ihnen meine Hand! ich kann mein gegebnes Verſprechen nicht zurücknehmen; Sie ſind mein Gemahl.

Fernando warf ſich ihr zu Füßen, wollte danken. Sie hub ihn auf, und bat ihn, ſie nicht zu unterbrechen.

Sie müſſen noch weiter hören. Ich fürchtete, Ihre Wuth würde ſich vielleicht wider Ihren Nebenbuhler zu rächen ſuchen. Und das iſt die Urſache, daß ich mich ſo ſchnell zu Ihrem Vortheil entſchloß, Sie zu mir bat. — Itzt kömmt das wichtigſte. In dem erſten Ausbruch meiner Wuth, die Manfredi durch eine übertriebne Erzählung der Begebenheit auf dem Baale gereizt hatte, ließ ich mich zu einer unglücklichen Uebereilung hinreißen, verſprach ich, um

mich wider Sie zu rächen, Manfredi meine Hand.

Manfredi Ihre Hand?

Ich bitte. — Ich hatte nicht das Recht sie ihm zu versprechen. Ich thats. — Ich erkenn itzt meinen Irrthum, und die Vorsicht fodert, uns beyde vor nachtheiligen Folgen zu sichern. Verhehlen Sie also Manfredi das Verhältniß, in dem wir itzt stehen. Ich fürchte seine Wuth. — Unterdessen werd ich, oder Sie ein Mittel zu entdecken suchen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, ihn auf einen andern Entschluß zu bringen. — Doch sollte er von seinem Vorsatz nicht weichen, so ist es noch immer Zeit andre Maasregeln zu nehmen. — — Fernando dankte für die neue Bestättigung seines Glücks, billigte ihre Vorsicht, und schwur ein unverletztes Stillschweigen, bis sie nicht aller Gefahr sich würden entzogen haben. — Dies hatte sie also erreicht, so weit war sie gekommen — für itzt gekommen. Aber den schrecklichen Folgen der Zukunft war sie noch nicht entgangen. Sie drohte Schande und Verzweiflung, und vor der Schande und der Verzweiflung wollte sie sich retten. Fernando schränkte seine Besuche ein, um seinem Nebenbuhler

keinen Verdacht von der wahren Lage der Sache beyzubringen, er bemühte sich ein Mittel zu entdecken, welches ihn zu seinem Ziele führen, und zugleich allen nachtheiligen Folgen entziehen würde.

Manfredi drang in sie, die Vermählung zu beschleunigen. Fernando war ihr verhaßt, er konnte itzt leicht ihr Herz gewinnen. Serena vergaß ihren vorigen Geliebten; Manfredi ward der Innhalt ihrer Gedanken. Die Zeit zur Vermählung war bestimmt. Der Tag, der seine Wünsche krönen sollte, näherte heran. Und sie sah ihm mit Entsetzen entgegen. Er mußte ihr Schande bringen; sie fürchtete Fernandos Wuth, suchte ihr zu entgehn, und fand kein Mittel ihr zu entgehn. In dieser verworrnen Lage schreckte sie die Sonne, die aufgieng; sie haßte die Strahlen, die ihr einen trüben Tag ankündeten.

Ein Gedanke verscheuchte den andern. Angst auf Angst, Schrecken auf Schrecken — und die fürchterlichen Vorbothen einer unvermeidlichen Schande — Vorwürfe und Reue, Entschluß und Verzweiflung, ein unglückliches zerrissenes Herz von jeder Bewegung geschreckt, das haßte, und liebte, voll des Dranges, dessen es sich nicht entle-

laden konnte, war ihr Antheil. Der Tag, den sie zur Vermählung mit Manfredi bestimmt hatte, war verflossen. Manfredi setzte itzt Mißtrauen in ihre Betheurungen, warf ihr Mangel an Liebe vor. Sie suchte ihn zu besänftigen, indem sie die Vermählung auf eine Woche verschob, und feyerlich betheurte, sie werde diese Zeit genau in Betrachtung ziehen. Auch Fernando, da er seinen Wünschen nie näher rückte, und von Manfredis wiederholten Besuchen Nachricht erhielt, fieng an ihrem Vorgeben zu zweifeln an, schritt wieder zu Drohungen. Seine Eifersucht wurde jeden Tag gereizt; er drang auf eine baldige Vermählung.

So bestürmt von beyden Seiten ward sie von einem Meere von Zweifeln umher getrieben. Die Hälfte der Woche war vorüber. Manfredi schmachtete, und Fernando wütete. — Itzt war es Zeit einen Entschluß zu fassen. Jeder Augenblick drohte ihre Schande zu entdecken. Ihr Entschluß war, der Schmach zu entfliehn, und die Verzweiflung rieth ihr, alles zu wagen, was sie zum Ziel ihrer Beruhigung führen könnte. — Manfredi hat mich zärtlich geliebt, ich hab ihm meine Hand versprochen,

ich kann mein Verſprechen nicht mehr zurücknehmen. Er verdient meine Liebe. — — Aber Fernando — er — er hat mich ſchändlich hintergangen, ſich auf eine unedle Art meiner Schwäche gemißbraucht, mit dieſem ſtolzen Zutrauen, mit dieſer Unverſchämtheit gegen Manfredi ſich geprahlt. — Er hat mich in dieſe ſchreckliche Lage verſetzt. Er verdient meinen Haß. So dachte ſie, ſo ſuchte ſie ſich zu einem ſchrecklichen Vorſatze vorzubereiten. Ihre Bewegung verrieth, daß ihre Seele an ihm arbeite. Itzt ergoß ſie ſich laut in ihrem Drange: Fernando! Fernando! — Du haſt mich elend gemacht — haſt mich dahin gebracht! — Und wohin? Wohin dann? — Gott! wohin? — — — Ich muß mich retten! Ein Tag — noch einer — und dann wieder einer — — Die Vermählung mit Manfredi — ſein Argwohn — — und Fernando — — Ah Fernando! Fernando! Warum fällſt du mir immer ein? du — du — — Ich kann nicht — ich muß — Ich habe keine Zeit mehr zum Ueberlegen — morgen — übermorgen — Ich kann nur ein, ein einziges Mittel wählen, um der Schande zu entfliehn — wenn ich noch leben will, ja wenn ich noch le-

ben will. — — — Es ist beschlossen — ich muß — ich muß — Und was hab ich denn beschlossen? — — — — Er soll — — — — soll — — — — Hier schwieg sie, bebte, zitterte, der Athem stockte ihr, die Knie wankten, sie sank halb ohnmächtig auf einen Sitz, sas in tiefen Gedanken unbeweglich. Die Augen rollten ihr wild im Zimmer herum, hefteten sich dann wieder auf die Erde, und starrten ohne Bewegung auf den nämlichen Ort. Endlich sprang sie heftig auf, zerwühlte sich die Haare. — Er soll — nun er soll — — — sterben! — Sie sprachs und verhüllte mit beyden Händen das Gesicht.

Fernando, da er sich nie seinem Ziele näher geführt sah, da er erfuhr, daß Serena die Vermählung mit Manfredi auf einige Tage wieder hinausgesetzt hatte, und daß sie sich schon zum Ende neigten, faßte itzt den Argwohn, sie suche ihn zu täuschen, und drang wieder mit Heftigkeit in sie, ihre Vermählung mit ihm zu vollziehn, mit dem Zusatz: Er fange an ein Mißtrauen in ihre Worte zu setzen, wenn sie ihm also seinen gerechten Verdacht benehmen wolle: so müsse sie die Vermählung mit ihm in wenigen Tagen beschleunigen; er schmeichle

sich,

ſich, ſein Muth, ſeine Geſchicklichkeit werde ſie beyde den Folgen, die ſie fürchtete, zu entziehen wiſſen. Er gieng in ſeiner Zudringlichkeit ſo weit, daß er ihr die Zeit beſtimmte.

Nichts mangelte als dieſes nach ihrer Meinung widerrechtliche Betragen — in dieſer Lage, in dieſen Umſtänden, um ſie in ihrem gefaßten Entſchluß zu verhärten. Und da er zugleich unter einem künſtlichen Vortrag ſeine vorigen Drohungen wiederholte: ſo ſtählte er das gekränkte Herz wider jedes Gefühl der Reue, hauchte ihm Standhaftigkeit ein.

Sie beſiegte den Ausbruch ihres Unmuths, verbarg ihren gereizten Groll, und ſuchte ihn zu beruhigen. Sie verſprach, die Vermählung zur beſtimmten Zeit zu vollziehn, ihm keine Gelegenheit mehr zu geben, in ihre Liebe ein Mißtrauen zu ſetzen. Sie zwang ſich ſelbſt zu Schmeicheleyen um ihm jeden Verdacht zu entreißen. — Glauben Sie nicht, fuhr ſie in einem angenommnen Tone fort, daß ich mein Verſprechen zurücknehmen, mich von neuem entehren werde. Sie ſind mein Gemahl. Nur wenige Tage noch — und wir ſind feyerlich vermählt — Hier bebte ſie, und konnte kaum ihren

geheimen Drang verhehlen. — Aber noch fodert die Vorsicht das Verhältniß, in dem wir stehn, Manfredi nicht zu entdecken. — Ich erwart ihn heut: er versprach zu kommen, ich schmeichle mir, durch meinen Vortrag, durch meine Gründe, durch eine gewisse Gattung von Einkleidung, die ich ihnen geben werde, ihn langsam auf den Stoff unsrer Vermählung zu führen, und ihn, ohne mich gefährlichen Folgen auszusetzen, mit guter Art dahinzubringen, daß er freywillig meiner Hand entsage. — Itzt können wir nicht schicklich davon reden, denn ich fürchte jeden Augenblick, daß uns Manfredi überrasche: Gegen diese Zeit versprach er zu kommen. Dann wissen Sie ohnehin, daß die Bedienten immer Verräther ihrer Herren und Frauen sind, und ich möchte doch die Sache einmal enden. — Kommen Sie also heut um — Mitternacht — nein, noch nicht heut, kommen Sie morgen auch um Mitternacht — versteht sich, dann werd ich Ihnen von den Folgen meiner Unternehmung Nachricht ertheilen. — Wiche Manfredi, was ich nicht hoffe, nicht von seinem Vorsatz zurück; so müssen wir einen andern Weg wählen — die Zeit zu unsrer Vermählung ist nun ein-

mal schon bestimmt — Sie werden mein Gemahl, und wenns mein Leben kostet!

Fernandos Unmuth wurde durch diese Gründe verscheucht, und sein Verdacht wich der Beruhigung wieder. — Serena mußte itzt zu ihrem Zwecke eilen, wenn sie der Schande entgehen wollte. Sie hatte keine Zeit zu langen Untersuchungen. — Zwey Tage noch — und dann entweder Manfredis Gemahlinn, oder Fernandos seine — und in jedem Falle Schaam und Reue preis gegeben! — Ihr Herz sprach für Manfredi, ihr gekränkter Stolz wider Fernando, und der Trieb zur Erhaltung für ihr Leben. — Fernando mußte sterben — durfte den dritten Tag nicht überleben. — — Es ist beschlossen — ich muß — ich kann nicht anders — ich muß, ich muß — muß! — — So rief sie in ihrer Verzweiflung, und verwünschte das Schicksal, wie sie es nannte, welches sie in diese schreckliche Lage gesetzt hatte.

Den dritten Tag sollte mit Manfredi die Vermählung vollzogen werden; den dritten Tag durfte Fernando nicht überleben. Sie mußte eilen. — Sie dingte also Meuchelmörder, versprach ihnen eine reiche Belohnung, und machte ihnen den Auftrag

Fernando morgen, nach den ersten Stunde der Mitternacht unweit der hintern Gartenthüre, wo sie ihn sicher in einer Entfernung entdecken würden, da er keinen andern Rückweg nehmen könnte, zu erwarten, ihm in möglichster Vorsicht nachzueilen, an einem verborgnen Orte, damit auf sie kein Verdacht fallen könnte, anzugreifen, zu ermorden, dann seine Taschen zu durchsuchen, und ihr seine Schreibtafel und Papiere zu bringen. So hoffte sie zugleich das verhaßte Blatt, was sie in eine solche Verlegenheit gesetzt hatte, zurückzubekommen, und sich vor jedem Zufall zu sichern. Die Meuchelmörder, die diesen Auftrag erhielten, schwuren, daß er ihrer Nachstellung nicht entgehen würde, und machten sich auf ihren schrecklichen Antrag gefaßt.

Sie hatte kaum diesen fürchterlichen Auftrag gemacht, und eine namenlose Angst ergriff sie, wühlte in ihrem Busen, zerriß ihr Herz, rief ihr ein unendliches Wehe zu. Sie bebte, sie rang bereute ihren Vorsatz, wollte zurücktreten, konnte nicht zurücktreten vergieng im Drang einer unaussprechlichen Empfindung. So rückte sie der schrecklichen That entgegen. Der Tag war vorüber Die Nacht näherte sich, die schreckliche Nacht,

in

in welcher die That ſollte ausgeführet werden. Der Sturmwind heulte fürchterlich, die Natur verkündete Entſetzen. Es ſchlug eilf. Jeder Glockenſchlag ward zur Stiche des Donners für ſie. — Was will ich thun? rief ſie, was will ich thun? — Einige Stunden noch — und er iſt todt, todt! todt! — Ich wollte, ich wollte — aber ich kann nicht mehr! — Meine Ehre! meine Ehre! — Ich bebe, ich zittre! — — Er hat mich hintergangen, hat ſich ſelbſt elend gemacht, er ſtirbt, ſtirbt durch ſich ſelbſt. — Könnt ich ihn noch retten — ihn retten — und auch mich, auch mich zugleich! — — — Sie verſtummte itzt, ſchien gedankenlos in ſich ſelſt verloren. So verfloß die Stunde. Es ſchlug zwölf, und Fernando trat hinein. Bey ſeinen Eintritt wankten ihre Kniee; ſie zitterte, konnte nicht reden, kaum ſtammeln. Fernando fragte ſie itzt, ob ſie Hoffnung habe, daß ſie ihren Zweck erreichen würden, ohne Manfredis Unwillen ſich auszuſetzen. Sie ſuchte ihn zu beruhigen, und gab ihm einige Hoffnung. Er fragte ſie weiter, ob ſie bey ihrem Vorſatz verharre, und bereit ſey zur beſtimmten Zeit die Vermählung zu vollziehen. — Ich bin bereit, erwiederte ſie

mit einer Angſt, die ſie kaum unterdrücken konnte. — Lieben Sie mich?

Ich liebe Sie.

Aber ſo feyerlich, ſo trocken, ſo kalt ſagen Sie, ich liebe Sie — ſprechen es in einem ſo ſchüchternen Ton aus. — Sie ſind unruhig, Sie beben. — Ich entdecke zu viel'len Zwang. Sprechen Sie, lieben Sie mich verzeihen Sie mir meine vorige Übereilung? Lieben Sie mich? Reichen Sie mir nicht aus Zwang ihre Hand?

Aus Zwang! nein — nicht — gewiß nicht — So ſtammelte ſie verworren.

Fernando erklärte ihre Unruhe als den Reſt eines unglücklichen Vorurtheils für ihre Familie, er fürchtete keine nachtheilige Folgen. Da ſie ihm ihre Betheurungen wiederholte, und noch hinzuſetzte, ſie werde morgen die wahre Lage der Sache Manfredi nicht mehr verhehlen, ſo ſchwand jeder Zweifel. — Dieſe Erklärung reizte ſeine Liebe. Er umarmte ſie, ſie ſträubte ſich, entſchuldigte ſich mit Unpäslichkeit, da er weiter in ſie drang. Seine Heftigkeit nahm dieſe Entſchuldigung nicht an — und ah er genoß noch einmal in ihren Armen verbothne Wonne! — — Von welchem Drange entgegengeſetzter Empfindungen wurde ſie itzt

nach

nach der That bestürmt! Welche fürchterlichen Zweifel zerrissen ihr Herz, füllten es mit namenloser Angst! — — Sie erinnerte sich ihrer ersten Liebe, erinnerte sich der Glückseligkeit, die ihr zuvor in seinen Armen zu Theil ward. — Der Mann, den ich einst liebte, den ich einst allen Sterblichen vorzog — er soll sterben — sterben! So dachte sie und eine Thräne stürzte aus ihrem Aug. Sie wandte das Gesicht, und entzog sie ihm. — Die Glocke schlug eins. — Soll er sterben! — Sie wagte nicht, ihm zu sagen, daß er gehn, oder daß er bleiben sollte — Wollte ihn retten, und hatte wieder nicht Muth ihn zu retten. Fernando! rief sie von einer unwillkührlichen Bewegung dahingerissen, und schwieg. — Was wollten Sie sagen? rief Fernando. — Ich wollte — nein — nichts — ich bin ein wenig unpäslich.

Sie sprachen mit so viel Heftigkeit. — Ich habe Kopfschmerzen erwiederte sie, und bat ihn stammelnd sich zu entfernen. Er wollte gehn. — Was thun Sie? rief sie ihm erschrocken zu. — Sie sind unpäslich, ich gehe nach Haus. Sie ersuchten mich darum. — Ja ich erinnere mich. — — Er gieng. Ihr schwindelte das Haupt.

— — Er soll sterben — — nein ich muß ihn retten. — Fernando! Fernando! — — Er hörte ihre Stimme, und kehrte wieder zurück. Er trat hinein — meine Ehre! meine Ehre! — nein ich kann ihn nicht retten! dachte sie itzt wieder. — Sie riefen mich, unterbrach sie Fernando. — Ich wollte Sie nur — nur fragen — ob Sie mich morgen — morgen — wieder besuchen werden. Fernando erwiederte mit vieler Verbindlichkeit, daß es der Wohlstand ohnehin erfodre, sie in diesem Falle von seiner Aufmerksamkeit zu überzeugen. Er verweilte noch einige Zeit, da sie aber nicht sprach, schloß er, sie sähe gern seine Entfernung, und verließ sie. — Serena stützte den Kopf gegen die Hand, stand eine Zeit in dieser Stellung — raffte sich zusammen, bebte im Zimmer herum. — Ihn retten! Gott! ihn retten! — Sie stürzte zur Thüre, um ihn zurückzurufen — aber Manfredi! — sie stand still. — Manfredi! meine Ehre! — Sie kehrte wieder um. — Eine Mörderinn! Ich eine Mörderinn! — — Und wieder zur Thüre — und wieder zurück.

Unter diesen fürchterlichen Zweifeln vergieng die Zeit, und Fernando eilte dem

Tod

Tod entgegen. — Serena konnte itzt der Reue nicht widerſtehn. Sie riß ſich hinaus — fand ihn nicht, zerwühlte ſich die Haare, zerkrazte ſich die Wangen, ſchweifte in ihrer Verzweiflung herum, ſtürzte zur Gartenthüre, rief Fernando! Fernando! — und dumpf und fürchterlich hallte es Fernando! zurück. — Sie rief noch einmal: Fernando! Höre mich, Fernando! — Sie harrte, hörte keine Antwort, harrte noch, verzweifelte, floh in Graus und Schrecken gehüllt in ihr Schlafzimmer. Namenloſe Angſt drang auf ſie. Sie wähnte Fernandos Todesröcheln zu hören, jeden Stich zu fühlen, — raſte, wütete, rief um Hilfe — entſetzte ſich dann über ihre eigne Verwirrung, fürchtete, ihre Verrätherinn zu werden. In dieſer ſchrecklichen Empörung brachte ſie die Nacht zu. Beym Anbruch des Tages erhielt ſie die Nachricht von Fernandos Tod. Sie hörte ſie mit ſtummen Entſetzen, ſprach nicht, ſah unverwandt vor ſich hin. Itzt überreichte man ihr die Schreibtafel, die man in ſeiner Taſche gefunden hatte. Sie nahm ſie, öffnete ſie, entdeckte die Schrift, die den Beweis ihrer erſten Liebe für ihn enthielt — und itzt ſtürzten häufige Thränen aus ihren Augen.

— Sie erinnerte ſich auf diejenigen Tage — ſie waren vergangen — in welchen ſie ihre Glückſeligkeit, ihre Ruhe, ſelbſt ihre Größe, alles auf ihn einſchränkte; erinnerte ſich auf die Wonne, die ſie zuerſt in ſeinen Armen genoß, und verwünſchte ſich, Manfredi, und die Welt. — Er iſt todt! ſo rief ſie, da ſie wieder allein war, er iſt todt! — Und du könnteſt noch leben! — — Sie zerriß die Schrift — Welches Verbrechen begieng er dann? — Eine Uebereilung. — Er ward herabgeſetzt, ward gekränkt! — O Manfredi! Manfredi! — O Fernando! — —

Die Nachricht von ſeinem Tod drang bald zu Manfredi, der Anfangs daran zweifelte, doch Serenen weil er ihr einen Dienſt zu erweiſen hoffte, ſie entdeckte, daß er ſie erhalten habe, obſchon er nicht wiſſe, ob ſie gegründet ſey. Serena hörte ihn mit einem verborgnen Groll an; ſie haßte Manfredi als den Urheber von allen ihren Uebeln, er hatte ihr empfindliches Herz gereizt, ihren Stolz empört, dieſen unglücklichen Stolz, der ihr Rache und Mord einflößte. Sie konnte ihn nicht lieben, ſuchte itzt einer Vermählung zu entgehn. Sie hielt ſelbſt Fernandos Tod für einen hinlänglichen

länglichen Vorwand ihm ihre Hand zu verſagen. — Fernando iſt todt, ſagen Sie? ſo rief ſie mit Bewegung, und verbarg durch Verſtellung ihr Verbrechen.

Er iſt todt! fuhr Manfredi fort, und Ihre gekränkte Ehre iſt durch dieſen Zufall gerächt.

Ha Zufall! — Manfredi! Ich habe Verdacht — Sie ſind der Mörder! — Manfredi betheurte mit vielen Schwüren das Gegentheil. — Ihre Eiferſucht traute vielleicht meinen Worten nicht, Sie glaubten, Fernando ſey Ihr Nebenbuhler, und von mir begünſtigt. Oder eine andre verborgne Urſache führte Sie zu dieſer That. Manfredi! ich habe Verdacht. Ich kann zwar keine Beweiſe für meine Muthmaſſung anführen, und könnt ichs, ſo wollt ichs nicht, würde Sie nicht unglücklich machen. Doch mein Gemahl können Sie nicht werden!

Ich bin ſein Mörder nicht! Sie haben keinen Grund, nicht einmal einen Scheingrund auf ein Verbrechen zu ſchließen. Unter dieſen Vorwand können Sie mir Ihre Hand nicht entreißen! — Ha, Sie haben ihn geliebt!

Geliebt, oder nicht geliebt! Das mag Ihnen itzt gleich gelten. — Er ist ein Mensch, und das ist genug. Aber der, auf den ich den Verdacht eines Mordes werfe, kann mein Gemahl nicht werden!

Ich werde mich bey Gericht rechtfertigen.

Thun Sies. Ich klage Sie nicht an. Ich verschließe meinen Argwohn in meinen Herzen. Sie mögen sich rechtfertigen oder nicht, das gilt mir gleich. Aber Sie werden nie mein Gemahl werden!

Unter diesem scheinbaren Vorwand verbarg sie ihre Abneigung zur Vermählung. Manfredi wiederholte vergebens seine Gründe, sie hörte ihn nicht, sie haßte ihn als den Urheber ihres Elends, keine Zeit konnte diese widrige Empfindung bey ihr ersticken. — Wider Manfredi sprach kein Beweis, man konnte ihn des begangnen Verbrechens nicht beschuldigen. Aber Serena blieb unbeweglich, versagte ihm hartnäckig ihre Hand. Von den Freuden des Lebens geschieden, war ihr alles gleichgiltig, was sie umgab, und was ihr nicht gleichgiltig war, brachte sie auf die Erinnerung ihres Elends zurück. Ihr Verbrechen stand an allen Orten lebhaft vor ihr, keine Zerstreu-

ung,

ung, keine Bemühung konnte es aus ihrem Gedächtniſſe verwiſchen. Sie floh die Menſchen, und ſich ſelbſt, bereitete ſich zu einem langſamen Tode. So trug ſie noch einige Jahre in ihrem Buſen die Verzweiflung herum, an der ſie ſtarb — Und Fernando! war ihr letzter Seufzer.

End der Geſchichte.

Maria Galeazzo Sforza

Herzog von Mailand.

Von

Fr. J. v. Keppler.

Dem Verfaſſer der Grafen von der Provence.

Wien und Leipzig

bey Joſeph Friſter, Kunſt- und Buchhändler

1793.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

79-8-2754
D

Vorrede.

Der Stoff dieſer Begebenheit iſt aus der Geſchichte von Mailand entſtanden: aber auch nur der Stoff. Es würde wenig Vortheil bringen, wenn ich mich auf die Wahrheit der Geſchichte ſo ganz beriefe: der Leſer ſucht

in der Mannigfaltigkeit, in dem Anziehenden der Vorfälle Befriedigung, ohne auf das, was man historischen Glauben nennet, Rücksicht zu nehmen. Ich merke nur an, daß der Charakter des Galeazzo mit der Geschichte vollkommen übereinstimmt. Man lese die Geschichte von Mailand verfaßt von Bernardo Korio, welcher Kammerdiener beim erwähnten Herzog war. Er führt bei dieser Gelegenheit folgende Verse, welche der Mörder des Herzogs Gieronimo Olgiato, da er sich nach der That in Mailand verborgen hielt, bei dem schrecklichen Sturm der Seele aufzusetzen noch Muth hatte. Sie heissen:

Quem

Quem non armatæ potuerunt mille phalanges
Sternere, privata Galeaz Dux Sfortia dextra
Concidit atque illum minime juvere cadentem
Adſtantes famuli, nec opes, nec caſtra, nec urbes.
Unde patet ſævo tutum nil eſſe tyranno:
Hinc patet humanis quæ ſit fiducia rebus.

Auch der laſterhafte Charakter des Kardinal Pietro iſt gegründet: nach demſelben Geſchichtſchreiber hat man folgende Grabſchrift auf ihn gemacht.

Omne ſcelus fugiat latia modo procul ab urbe
Et virtus probitas, imperitetque pudor.
Fur, ſcortum, leno, mechus, poedica, cynædus
Et ſcurra & fidicen cedat ab Italia.
Namque illa Auſonii peſtis ſceleratа ſenatus
Petrus ad inſernas eſt modo raptus aquas.

Eine Erinnerung kann ich bei dieſer Gelegenheit nicht übergehen: man möchte mir vielleicht den Vorwurf machen, daß meine Ausdrücke ſich nicht in jene Zeiten ſchicken, in welche die Begebenheiten verſetzt werden,

den, und daß man hier die Höflichkeitsbezeugungen, als Sie. Ew. Hoheit und andre findet, die in jenen Zeiten nicht gebraucht wurden. — In Rücksicht der Sprache glaube ich nicht, daß ein Dichter sich derselben Worte, derselben Redensarten bedienen müsse oder könne, deren sich die handelnden Personen in jenen Zeiten wirklich bedienten. Wenn man diese Regel annähme, so müßte man für die Todten und nicht für die Lebenden schreiben: denn es ist nicht zu läugnen, daß die Sprache jener Zeit eine solche Veränderung in spätern Zeiten litt, oder solche Wendungen nahm, daß man sie itzt ohne Hilfe eines Wörterbuches nicht verstehen

kann; jene Worte selbst welche blieben, machen einen so auffallenden Gegensatz, daß sie dem Ohre fremd und barbarisch klingen. Es ist doch abentheurlich, wenn man Redende aus einem entfernten Zeitalter anführt, und ihnen die Ausdrücke des verfloßenen und die des gegenwärtigen Jahrhunderts beilegt: so findet man also ein Gemeng von Worten, deren eine Hälfte unsre Vorfahrer nicht verstanden, und deren andre Hälfte wir ohne Hilfe eines Wörterbuchs nicht verstehen. Es kömmt hier um Leidenschaften zu erwecken, um die Täuschung zu befördern, nicht auf die Uibertragung der Worte, sondern auf die Uibertragung des Sin-

nes an. Worte und Sprache ändern ſich: die menſchliche Natur bleibt ſich immer ſelbſt gleich: man wähle alſo Ausdrücke und Worte, welche Leidenſchaften ausdrücken, man nehme nur keine andre Gewohnheiten, keine andern Sitten an, als die des Jahrhunderts, welches man ſchildern will, ſo verfehlt man den Charakter jener Zeiten nicht. Die Sprache, die Aeneas ſprach, war doch gewiß ganz unterſchieden von der Sprache aus dem Zeitalter des Auguſt. Unterdeſſen ſpricht Aeneas beim Virgil eine Sprache, die ſeinem Jahrhunderte, und allen verſtändlich iſt, welche die lateiniſche Sprache verſtehen: die Leidenſchaften die er ſchildert,

haben seine Zeitgenossen und die folgende Jahrhunderte gleich gerührt; denn die menschliche Natur ändert sich nicht wie Sprache und Ausdrücke sich ändern. — Eben so wenig begreife ich nicht, warum wir in Rücksicht des gesellschaftlichen Tones in Rücksicht des Titels ebenfalls gleiche Ausdrücke wählen sollten. Die Anrede durch, Er war einmal der vornehmere Ausdruck, in Deutschland, würde es nicht ins Lächerliche fallen, wenn man sich dieses Ausdrucks bei Geschichten aus entfernten Zeiten, sie mögen nun in einem Singspiele, in einem Trauerspiele, oder Romane erscheinen, bediente? Bei Ihnen hieß das Er, ohne Zweifel so viel als das

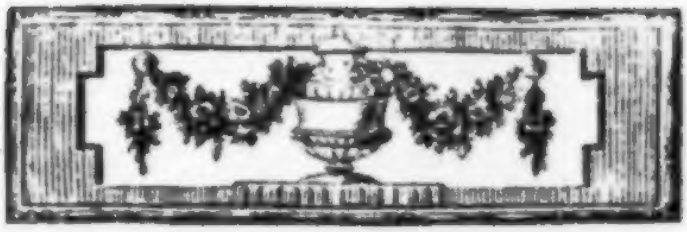
heu-

heutige Sie. In England beehrte man in ferneren Zeiten die Könige mit dem Ehrenausdruck Exzellenz: aber das Exzellenz galt in jenen Zeiten ſo viel, als bei uns das Wort Majeſtät. Auf dieſe Art müßten wir das Vous der Franzoſen durch Ihr, und das Lei der Italiener durch Er ausdrücken. Das Ihr was in den Ritterzeiten vorkömmt, war bei ihnen ein Unterſcheidungszeichen, wie bei uns das Sie. Man verfehlt den Sinn des Zeitalters durch den Gebrauch des Ihr da man es heutiges Tags nur den niedrigſten Bedienten gibt. Der Gegenſatz meiner Meinung iſt alſo vielmehr ein Fehler, da man die Worte und nicht den Sinn des Zeitalters

über-

überträgt: denn hier iſt nicht die Rede von einer hiſtoriſchen Unterſuchung der Worte und Ausdrücke aus jenen entfernten Zeiten.

Der



Der Name Sforza iſt in der Geſchichte berühmt. Nach ihrem Urſprung waren die Sforza Grafen, ſie dienten verſchiednen Mächten als Heerführer und zeichneten ſich durch Tapferkeit und unbeſcholtne Treue aus. Unter den Nachkommen der Familie wurde Franzisko Sforza zum Herzog von Mailand erwählt. Die willkürliche Gewalt der Ariſtokraten konnte nach dem Tode des Herzogs Philippo die Ordnung im Staate nicht länger erhalten,

noch

noch ſich wider die Käſerey eines leicht gereizten Pöbels ſchützen. Sie hielten es alſo nach langen Kämpfen nothwendig der Herrſchaft eines Einzigen ſich zu unterwerfen. Die unumſchränkte Gewalt iſt bei Häufung ſo mannigfaltiger Uibel, welche die Auflöſung des Staates drohen, oft das einzige Mittel der Erhaltung, weil jede Verzögerung von auswärtigen Feinden benützt wird.

Der neue Herzog hemmte die weitern Ausbrüche einer fürchterlichen Gährung. Er ſuchte durch Geſetze zu herrſchen, er beſiegte die Feinde des Staates, und wurde von ſeinen Unterthanen geehrt. Er beſaß Vorzüge, welche ganz Italien rühmte, und der Neid ſelbſt nicht zu Zweifel zog: doch hatte er ſich, wenn er auch ſeine Regierung mit Güte und Gerechtigkeit begann, von den Vorurtheilen der Groſſen, welche die Gränzen ihrer Macht immer ſo gern ausdehnen, und ſich für

Wesen einer besondern Art halten, nicht ganz losgerissen.

Sein Sohn und Erbe war Maria Galeazzo Sforza. Er besaß grosse Fähigkeiten: aber seine Fähigkeiten glichen seinen Lastern: die Geschichte nennt ihn den Nero seiner Zeit. Ein guter Vater hat oft einen schändlichen Sohn, und er selbst trägt die Schuld, wenn die väterliche Zärtlichkeit in Schwachheit ausartet. So wird der Begriff einer überwiegenden Grösse, welcher von Schmeichlern und Sklaven dem zarten Knaben körperlich beigebracht wird bei den thörichtesten Anmassungen bestätiget, und der Uibermuth durch Geringschätzung der Menschheit genährt.

Diejenigen, deren Unterricht der junge Sforza anvertrauet war, erkundigten sich in jedem Falle erst nach der Hofmeinung, und anstatt den Prinzen zu bilden, bildeten sie sich erst nach dem Hofe. Der

Inhalt ihres Unterrichts waren jene Schme
cheleyen, mit welchen die Niederträchtig
keit von jeher der willkürlichen Gewalt g
huldigt hat. Dieß ist der gewöhnliche La
der Erziehung. Die Lehrer, wenn
ihnen wirklich an Kenntnissen nicht man
gelt, dürfen es nie wagen, den Vorur
theilen der Aeltern, am wenigsten ihre
Stolze zu widersprechen. Jedes freie
Wort stirbt auf der Zunge. Furchtsa
und in sich gekehrt suchen sie nur so vie
Begriffe ihren Zöglingen beizubringen, we
che so allgemein, so ohne alle Anwendung
so unfruchtbar an Folgerungen sind, da
sie nie den leisesten Verdacht irgend eine
Beziehung erwecken können. Gemeinplät
ze vertreten die Stelle des ächten Forscher
geistes, und anstatt den Prinzen zu leh
ren sorgfältig in die Natur des Menschen
zu bringen, um ihn würdig zu beherr
schen, suchen sie für sich selbst nur s
viel Kenntnisse zu zeigen, welche die Ei
fer-

ſerſucht nicht reizen, oder die Mittelmäſſigkeit nicht beleidigen.

Einer ſagte: Prinz! Ihre Gewalt hat keine Gränzen, ſie kömmt unmittelbar von Gott. Und warum ſollte Ihre Macht Gränzen haben, da ſie gut handeln! Es wäre doch thöricht, wenn Sie nicht Macht genug hätten, gut zu handeln. Bös handeln werden Sie nicht. Was hätten Sie wohl für eine Urſache? Jede Einſchränkung würde nur das Wohl des Staates verzögern.

Ein anderer ſagte: Das Volk iſt ruhig in der Sklaverei; der Uibermuth macht es nur zu Empörungen geneigt. Und was iſt denn Freiheit anders als Ausgelaſſenheit, ein Wort was nur das gegebne Zeichen zur Unordnung und zum allgemeinen Verderben iſt? Kann der raſſende Pöbel gezähmt werden, wenn ihn nicht eine unwiderſtehliche Macht zu den Füſſen des Alleinherrſchers hinbeugt! Gehorſam iſt die einzige

Tugend, die rohes Volk kennen muß. Die Aufklärung wäre ihm nur gefährlich; die unbedingte Nothwendigkeit muß ihm für Gesetz und Pflicht gelten. Der Sklav muß zittern vor seinem König wie vor seinem Gott. So zwingt man selbst diese undankbaren Menschen wider ihren Willen glücklich zu seyn. Gott ist allein der Herren der Erde Richter. Niemand hat das Recht ihren Handlungen einen Zwang aufzulegen. Ihre Einsichten müssen immer die beßten seyn. Groß ist derjenige der selbst herrscht, ohne sich um ein veränderliches Volk zu kümmern.

Diese Gespräche wurden von dem jungen Sforza, dessen Seele für jeden Eindruck empfänglich war, mit Vergnügen aufgenommen. Diese niederträchtigen Schmeichler beredeten ihn bald, daß sein Körper ganz andre Bestandtheile habe, als der Körper eines Menschen, der kein Herzog ist. Der Zauber der unumschränkten Ge-

walt

walt feſſelte ihn; die Groſſen heiſſen ſogern allmächtig, wenn ſie es auch am wenigſten ſind. Sie behaupten die unbedingte willkürliche Macht ſelbſt mit Gefahr ihres Lebens, und werden ſtatt zu herrſchen von treuloſen Räthen irrgeführt.

Galeazzo konnte es ſich zwar Anfangs nicht ſo ganz verhehlen, daß dieſe Lehren, wenn man ſie ihm auch in einem feinen verſteckten Tone vortrug, Schmeicheleien ehrgeiziger und trügeriſcher Menſchen wären, die ihr Glück auf die Schmach des Volkes zu gründen ſuchen: aber bald gewöhnte ſich das Ohr an die täuſchende Stimme.

Nur ein einziger rechtſchaffner Mann am Hofe, er hieß Piatto, ſuchte als Menſchenfreund durch die Hülle dieſer ſchändlichen Täuſchung durchzudringen. Da das Fach der Geſchichte ihm zugefallen war, ſo ſuchte er oft bei Erklärung der Schriftſteller Roms dem Prinzen menſchenfreund-

lichen Sinn für Volksglück beyzubringen.

Bei dieser Gelegenheit entstand einst folgendes Gespräch, zu welchem der Geschichtschreiber Sueton führte.

Der Prinz. Sie machen mir immer Anmerkungen bei dem Mißbrauch der Gewalt die von schlechten Fürsten ausgeübt wurde. Sie reden von den Neronen und Kaligula und warnen vor einer unumschränkten Gewalt als vor einem Uibel.—

Piatto. Die Geschichte selbst warnet jeden Fürsten, ohne meine Deutung.

Der Prinz. Böse Fürsten werden immer ihre Gewalt mißbrauchen: aber ein guter Fürst darf nicht in seiner Macht gehemmt werden.

Piatto. Der Grosse, der Mächtige hält sich so leicht für gut, da ihm Niemand widerspricht! die Schmeicheley macht ihn unfehlbar, und erhebt ihn über den Rang der Menschheit. Aber gibt es ausser

ihm ſelbſt keinen andern Richter? Die Neronen, die Kaligula würden ohne Zweifel Gründe zu ihrer Rechtfertigung gefunden haben, wenn man Rechenſchaft von ihren Handlungen hätte fodern dürfen. Wo keine Gränzen ſind, iſt auch kein Recht. Die Natur hat allen ihren Werken Gränzen geſetzt. Sollte ſie für Könige eine Ausnahme gemacht haben?

Der Prinz. Welche Gränzen?

Piatto. Die angebohrnen Rechte des Menſchen, welche keine ſpätere Verabredung vernichten kann, ſind die natürlichſten unläugbarſten Gränzen. Kein Regent wird dieſe Rechte läugnen: denn eher waren Menſchen als es Könige gab.

Der Prinz. Könnten Sie wohl eine Volksregierung annehmen? — Oder wollen Sie die Wuth der kleinen Tirannen billigen dieſer herrſchſüchtigen Ariſtokraten, welche den Staat von jeher in namenloſes Elend geſtürzt haben!

Piatto. Nicht im geringsten. Keine Parthei soll herrschen, weder die unbesonnene Volksparthei weder der Uebermuth der Aristokraten: aber auch nicht die Parthei der Höflinge unter dem Namen des Fürsten. Keine Parthei! Aber das Gesetz soll über alle Partheien herrschen. Es folgt also nicht, daß ein Fürst Allmacht besitzen müsse, um sie nach seiner Laune dem Wunsch einer ganzen Nation entgegenzusetzen.

Der Prinz. Wie! Man sollte vielleicht gar den Wünschen eines unbeständigen Volkes willfahren! Kennt es seinen eignen Vortheil? Kann es in einer dringenden Lage wohl einen vernünftigen Schluß fassen? Wie viel Mühe kostet es nicht, nur von einer kleinen Thorheit es zu heilen? Ein Fürst muß Dolch und Gift fürchten um einen rasenden Haufen gleichsam zur Glückseligkeit zu zwingen. Sein niedrer Sinn stößt die Wohlthat von sich, und wählt

frei-

freiwillig ſeine eigne Schmach. Zeigten Sie mir nicht ſelbſt in der Geſchichte, wie Tiber dem Volke die Freiheit anboth, wie es mit Ungeſtüm die Sklaverey vorzog, wie die feigen Senatoren zu ſeinen Füſſen lagen, wie er ſich ſelbſt mit einem verächtlichen Blicke von ihnen wandte, und unmüthig aufrief. O Menſchen die zur Sklaverey bereit ſind! — Was brauch ich mich auf entfernte Zeiten zu berufen! Mailand ſelbſt hat die Wuth des Partheigeiſtes ſchrecklich erfahren. Was thaten dieſe grauſamen Volksfreunde nach dem Tode des Herzogs Philippo, ehe meinem Vater das Herzogthum zu Theil ward! Mordeten, plünderten ſie nicht an allen Orten im Namen der Freiheit, welches mißverſtandne Wort zu allen Gräuein Anlaß gab? Begiengen ſie nicht alle Ausſchweifungen, vor welchen ſich die Natur entſetzt, und welche man einem Nero nur zuſchreiben kann? Mußte mein Vater nicht

dieſes verächtliche Volk beſiegen, um es wieder zur Ordnung zu bringen? Wie war denn das Volk von jeher geſittet? Hat es nicht immer groſſe Männer verläumdet, vertrieben, ermordet, ihre wohlthätigſten Fürſten geſchändet, und vor Tirannen ſich gebeugt? Verdient es nach dieſen Erfahrungen die ſo vielfältig ſind, noch Achtung? An der eiſernen Kette, muß es gehorchen lernen, und glücklich ſeyn. Für Menſchen die einen Sklavenſinn haben, gehört die Sklaverey, Menſchen die ſich ſelbſt verachten, kann der Fürſt nicht ſchätzen, ſie würden ihn zur Vergeltung dafür läſtern, oder ſelbſt verachten. Sehn Sie, Platts! auch ich habe die Geſchichte anwenden gelernt, und wenn ich gleich jung bin, ſo iſt dieſe Erfahrung doch Jahrhunderte alt. Wer wagt es einem Fürſten — einem Menſchen die Pflicht aufzulegen für die edelſte Geſinnung Haß, Undank und Verachtung einzuärnten? Mögen dieſe dum-

men

men Menſchen immer in der Dummheit ihre Glückſeligkeit ſuchen, mögen ſie ſich nach Willkür in ihrem Starrſinn elend machen. Was kümmerts den Regenten. Der Staat beſteht, auch hat er keine Schuld. Soll er ihnen Wohlthaten aufdringen, damit ſie ihn verläumden? Soll er ſie wider ihren Willen glücklich machen, damit ſie ihn einen Tirannen ſcheiten? Ich glaube, es hieſſe, die menſchliche Natur verläugnen, wenn man in der Schmach, im ſchändlichen Undank eine Belohnung der Tugend finden könnte. Dieſe Erfahrungen ſind keines reizenden Inhalts, aber ſie ſind gegründet.

Platto. Ich kann mich kaum von meinem Erſtaunen erhohlen. Dieſe Sätze, wer ſie denn immer Ihnen beibrachte, Prinz! enthalten eine grauſame Täuſchung, ſie führen auf eine blendende Art zum Menſchenhaß, zur Tirannei; ſie ſind tödtendes Gift für die Seele eines künftigen Herrſchers. Grauſamt

Menſchen, argliſtige Betrüger, verzeihn Sie meinem Eifer Prinz! haben Sie Ihnen aufgedrungen. Ihr Herz muß ſich dawider ſträuben. Wer hat das Volk verächtlich gemacht, wenn es wirklich ſo iſt, wie Sie es ſchildern. Wenn ſchlechte Fürſten oder treuloſe Rathgeber es ſich zum Geſchäfte machten, die Seele niederzubeugen, von Zeugung zu Zeugung dem Menſchen Sklavenſinn einzuflöſſen, alles Gefühl für wahre Ehre zu erſticken: wenn ſich dann ein Volk von dieſem betäubenden Schlafe ſchwer erhohlt, wenig edle Geſinnungen verräth, ſo iſt es ja das Verbrechen derjenigen, die es in dieſen Zuſtand verſetzten; wenn es alle Bande zerreißt, die Ordnung zerſtört, und nur Sättigung ſeiner Wuth ſucht, ſo iſt es ja das Verbrechen derjenigen, welche dieſe Unordnung durch einen ſchrecklichen Deſpotismus vorbereitet, dieſe Wuth durch Herabſetzung der Menſchheit angefochten. Wenn die wirkliche Gewalt die höchſte Stufe erreicht

reicht hat, ſo iſt der Staat ſeiner Auflö-
ſung nahe; dann gelten keine Rechte mehr,
als welche die Wuth begünſtigt, die Ord-
nung kehrt nicht wieder, als bis die allge-
meine Erbitterung ſich erſchöpft hat. Der
Ackerbau wird vernachläſſiget, Künſte, Ge-
werbe ruhen, die Betriebſamkeit findet kei-
ne Nahrung, das allgemeine Elend hat die
Unglücklichen gebeugt, ohne für die Zu-
kunft ſie zu ſichern. Mit dem Groll im
Herzen kehren ſie wüthend zur vorgen Ord-
nung zurück, um nur Kräfte zu ſammeln,
von neuem ſich zu empören. Dieß iſt frey-
lich ein grauſamer, freilich ein verächtlicher
Zuſtand, in welchem die Menſchheit ſeuf-
zet: aber es iſt der Zuſtand der willkür-
lichen Gewalt, die alle Menſchen zu glei-
chen Sklaven umſchafft, und doch den De-
ſpoten ſelbſt, von dem dieſe wiederrecht-
liche Gewalt ausging, auf dem Throne
zittern macht. Derjenige der nichts fürch-
tet, nur andre ſchrecken kann, löſet ſich

von den Banden der Menschheit bald los. Welche Mühe sollte er sich geben Menschen zu gefallen, die er verachtet? Er hat keine Ursache ihre Liebe zu suchen, er hat keinen Beweggrund ihre Glückseligkeit zu befördern, er muß nothwendig lasterhaft werden. Kann er Tugend besitzen, da er die Menschheit verspottet! Die Tugend, welche Menschenwohl zum Zwecke hat, kennt er nicht. Ihn beschäftigt, wenn seine Gleichgiltigkeit noch etwas beschäftigen kann; nur noch die Eitelkeit zu glänzen, und auf den Untergang der Nazion eine schändliche und verderbliche Grösse zu gründen. Diese Eitelkeit hat von je her die grausamen Eroberer, die Würgengel der Erde hervorgebracht. Prinz! wenn Sie über Menschen herrschen wollen, so lernen Sie Menschen schätzen: die Kunst zu regieren, heißt Menschen schätzen.

Der Prinz fiel in diese Gedanken, die Wahrheit schien ihn zu überraschen, ihre

über-

überwiegende Kraft betäubte ihn. — Man darf sich über seine wenn auch übel angewandte Kenntnisse nicht wundern. Galeazzo besaß einen feurigen Geist, eine schnelle Fassungskraft; er hatte das fünfzehnte Jahr erreicht. Gespräche, welche sich auf den Staat bezogen, waren bei diesen stürmischen Zeiten, da Mailand selbst so viel Beispiele der Abwechslungen gab, nicht seltsam, auch erhielt er als künftiger Herrscher in der Regierungskunst guten und schlechten Unterricht. So wiederhohlte er hier nach aller Wahrscheinlichkeit die Sätze seines trügerischen Lehrers. Wenn Platos Rede ihn bewegte, so erstickte doch bald sein unbändiger Charakter den gehörigen Nachdruk, da ihn das Heer der Schmeichler wieder belagerte, Sophisten aus der allgemeinen Unordnung, aus der Wuth der Partheien, welche Mailand vor der Erwählung seines Vaters zum Herzog erfuhr, den Schluß machten, daß nur ei-

ferner Zwang die Ordnung im Staate erhalte, daß man das Volk niederbeugen müsse, anstatt es über seine Pflichten aufzuklären, so vereinigte sich sein angebohrner Stolz wieder mit jenem System, welches Platos edleren Gesinnungen ganz widersprach. Die Schmeichler und Betrüger konnten es nicht ertragen, daß man sie Schmeichler und Betrüger nannte, sie verläumdeten den rechtschaffnen Mann, und er mußte sich vom Hofe entfernen. Man war so grausam ihm selbst seinen nöthigen Lebensunterhalt zu entziehen.

Der Vater kannte Galeazzos widerstrebenden Stolz, er suchte ihn zu beugen; er gieng selbst bis zu Drohungen. Er kannte auch seine vortrefflichen Anlagen, er wollte sie zum Wohl des Staates ausbilden. Allein er wich nicht selten dem Ungestümme des Sohns, und wenn sein eigner Stolz in Erwägung kam, so vernichtete der Herzog durch sein Beyspiel

die Lehren, die er als Vater gegeben hatte. Die Groſſen behaupten zwar immer, ſie lieben die Menſchheit mehr als ihren Eigennutz: aber ihr Stolz iſt immer gröſſer als das Gefühl für die Rechte der Menſchheit, die ſie verrathen ohne daß ſie es oft wähnen: ſie würden erſtaunen, wenn man ihnen dieſen Vorwurf machen dürfte, ſo oft er gegründet wäre.

Franciſko Sforza hatte ein Bündniß mit dem König von Frankreich gemacht. Die Herzoge von Burgund, von Bourbon, von Bretagne, von Alencon und Anjou hatten ſich wider ihn verſchworen: er ſuchte alſo Hilfe bei ihm. Franciſko ließ den König ſeines Schutzes verſichern, er beſchloß ſeinem Sohne, weil er die Abſicht hatte, ihn an die Beſchwerlichkeiten eines Feldzugs zu gewöhnen, und ihm Gelegenheit zu verſchaffen in dieſem Fache ſich Kenntniſſe durch eigne Erfahrung zu erwerben, dem Heere als Befehlshaber doch unter der

Lei-

Leitung eines berühmten Feldherrn vorzustellen. Er entdeckte Galeazzo seine Absicht, und diesen versetzte die Nachricht in eine ungemeine Freude: denn er besaß, Muth, und Neigung zum Kriege. Der Vater gab ihm einen kleinen Unterricht, welchen er durch eigne Erfahrung sich erworben hatte; seine vielen Siege konnten seinen Grundsätzen ohne Zweifel ein überwiegendes Ansehen geben, auch horchte Galeazzo mit Aufmerksamkeit zu. Unter diesem Gespräche trat ein Kammerdiener herein, und meldete dem Herzog: Ein ehrwürdiger Greis, nach dem Scheine zu urtheilen ein Mann von Rang verlange vorgelassen zu werden; mit dem Zusatze: seinen Namen, Stand und Schicksal könne er nur dem Herzog allein entdecken, äußerst wichtige Ursachen foderten diese Vorsicht. — Der Herzog befahl dem Kammerdiener, den Fremden hereinzuführen und Galeazzo entfernte sich unterdessen.

Der

Der Greis trat herein, er war groß gewachsen, seine Miene erhaben, das Alter hatte die schönen Züge seines Gesichts nicht ganz verwischt: aber tiefe Schwermuth drückte den Kummer seiner Seele aus.

Wie! rief Francisko nach einer Weile aus, da er ihn näher betrachtet hatte. Wie — Ist es möglich! Verkonte! Sie hier! — und kommen so geheimnißvoll und sagen nicht einmal ihren Namen an. Einen so grossen Feldherrn hat Italien noch nie besessen. Wir haben uns von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt im brennenden Kampfe, haben beide nicht unrühmlich gefochten, da beinahe ganz Italien im Zwist war. — Oft mußt ich meinen tapfern Gegner bewundern, und konnte ihn nicht erreichen.

Das Lob, was mir Eu. Hoheit beizulegen belieben, gehört Ihnen ganz allein. Der Ruhm hat keine Reize mehr

für mich, und am Kampfe beluſtigt ſich nicht mehr meine Seele.

Der Herzog. Hat das Alter Sie erſchöpft, iſt jener Muth von Ihnen gewichen, welcher ſo oft der Menge widerſtand?

Oeskonte. Das Alter hat meine Kräfte nicht erſchöpft, auch iſt der Muth nicht von mir gewichen.

Der Herzog. Und was iſt denn die Urſache ihres tiefen Kummers, welchen der Ton ihrer Stimme und dieſe Beklemmung verrathen?

Oeskonte. Die Urſache meines Kummers können alle Könige der Erde nicht hemmen: aber lindern können Eu. Hoheit mein Elend. Sehen Sie hier einen unglücklichen Greis, der ſich ihrer Großmuth unbedingt anvertraut. Sie waren ſelbſt gegen Feinde gerecht, Sie werden Unglückliche ſchützen. Ich fliehe vor der Rache des grauſamen Kosmus, fliehe

vor

vor dem Tirannen, für den ich so oft mein Leben wagte.

Der Herzog. Sie fliehen? Vor Kosmus?

Veskonte. Ich fliehe vor dem Barbaren, er hat meinen einzigen Sohn — hier stockte die Stimme, eine Thräne mußte ihm Erleichterung geben — ermordet!

Der Herzog. Ermordet! Was höre ich! die Ursache —

Veskonte. So vernehmen Eu. Hoheit, wie der Tirann meine Dienste belohnte, hören Sie die grausame Begebenheit. Hier begann der Feldherr Veskonte die Geschichte. Da er sie geendet hatte, umarmte ihn der Herzog, versprach ihm seinen Schutz und tröstete ihn durch seine edle Theilnahme. Hier ist die Begebenheit, welche für den Greis so traurige Folgen hatte.

Der junge Veskonte besaß bei der vollen Kraft der Jugend alle jene Reize,

welche Herzen erobern, und das Feuer im Buſen der Schönen anfachen. Sein Geiſt, ſeine Beredſamkeit, ſein ſchimmernder Witz empfahlen ihn jeder Geſellſchaft. Die Stirne war römiſch, das Aug voll Feuer, die Naſe edel, jede Mine Ausdruck. Alle ſeine Züge löſeten ſich in ſüſſe, ſchmelzende Empfindung auf, wenn das Wort Liebe ſeinen Lippen entfloß. So gebildet erſchien er zum erſtenmal mit ſeinem Vater am Hofe des Markgrafen von Mantua Lodoviko.

Manches Aug weidete ſich lüſtern an des Jünglings reizender Bildung. Maria die Tochter des Lodoviko ſah ihn, ſie ſah ihn, — und ſchnell verzehrendes Feuer fiel auf ihr Herz. Unverwandt heftete ſich ihr Aug auf ihn. Ihr Sinn hing an ihm, ihr Geiſt ſchien ihn zu umſchweben. Sie wollte reden, und fand keinen Stoff. Sie öffnete den Mund, und fürchtete, das erſte Wort könnte ihre glü-

hen-

hende Leidenſchaft verrathen. Veskonte war der Vertraute ihres Herzens, ihm galten ihre geheimſten Seufzer. Aber auch der ſchöne Jüngling ſah ſie, bemerkte ihre Bewegung, auch er ward ſchnell betäubt und verlor ſich in den Anblick der Schönheit, die ihn umſtrahlte. Er drang durch das Geheimniß ihrer Seele, und dieſe Entdeckung vermehrte ſeine Leidenſchaft. Aber durfte er ſein Aug zur Tochter des Lodoviko erheben! Würde der ſtolze Markgraf dieſe Liebe billigen, würde er ſie nicht grauſam ſtrafen! ſchrecklicher Gedanke! er fuhr wie ein Blitz durch ſeine Glieder. Er konnte nur ſeufzen, durch brennende Begierde ſich verzehren.

Die ſchöne Maria näherte ſich ihm bebend, ſuchte ihm Gelegenheit zum Geſpräche zu geben. Er der ſo viel Witz beſaß, der ſo beredſam war, konnte kaum Worte finden um nur alltägliche Dinge zu ſagen, konnte kaum ein gewöhnliches Ge-

ſpräch, welches ſonſt aus der Verlegenheit reißt, beginnen. Aber dieſe Betäubung, dieſe Verwirrung, dieſe ſtammelnden Worte entdeckten der Tochter des Lodoviko mehr, als der Schimmer übertünchter Beredſamkeit. Itzt entfernte ſich der alte Veskonte mit ſeinem Sohn. Maria folgte ihm mit dem Fluge ihrer Gedanken. Er hatte ſich entfernt, und mit ihm ihre Ruhe.

Tiefſinnig war der Jüngling nach Hauſe gekehrt, hatte nicht auf die Reden ſeines Vaters gemerkt, oder ihm unzuſammenhängende Antworten gegeben. Er ſuchte in der Einſamkeit dem Herzen Erleichterung zu verſchaffen, das von ſeinen Empfindungen überſtrömte. Täuſch ich mich nicht, ſo überlegte er mit ſich ſelbſt, Sie liebt mich! Ihr feurig feſt auf mich gehefteter Blick, ihre Bewegung, der offenbare Sturm ihrer Seele — Sie liebt mich! Welchen Eindruck hab ich auf ſie gemacht,

macht, und welchen unwiderſtehlichen Eindruck hat ſie auf mich gemacht! — — Aber wie die Tochter des ſtolzen Lodoviko, die edle Maria, um welche alle Augen und Herzen buhlen, ſie ſollte ihre Liebe auf Dich eingeſchränkt haben! Schweig trügeriſche Eitelkeit, mache mich nicht unglücklich! — Mein Herz iſt zu unerfahren, ich habe nie geliebt, kenne noch nicht die Trugſchlüſſe, welche das Herz macht, wenn es von dem Gifte der Eigenliebe angegriffen iſt. Sind denn meine Vorzüge ſo entſcheidend! Ich Unglücklicher! Wo bin ich! — — In welchen Abgrund von Uibeln ſtürz ich mich! Hier iſt keine Rettung, hier iſt nur Verderben und Schmach! Verwünſchte Leidenſchaft; was wühlſt du wie eine Schlange in meinem Buſen! Ich fühle Feuer in allen meinen Adern. Rettung! Rettung! — Eigenliebe! du ſollſt mich nicht länger bethören. Fliehet eitle Truggeſtalten; auch du reizende Schönheit,

Schönheit über allen Ausdruck. Du ſollſt mich nicht in namenloſes Elend ſtürzen! Er ſchwieg, und tiefer Kummer nagte an ihm.

Maria die unheilbare Wunde im Herzen ſchweifte unmuthig in der hohen Burg herum. Die Freuden eines glänzenden Hofes konnten ihre Seele nicht ausfüllen. Verkonte war der Innhalt ihrer Wünſche, Verkonte tönte es in ihrem Ohre: ſo beſchäftigte ſich die ſchwelgende Einbildungskraft immer mit dem Bilde des Jünglings. Iſabella ihre jüngere Schweſter ſah die Zerrüttung ihrer Seele, ſie forſchte theilnehmend nach der Urſache.

Du liebſt, nicht wahr, Du liebſt? ſo begann ſie das Geſpräch. Und welcher edle Jüngling iſt der Seufzer deines Herzens?

Maria. Haſt Du einmal geliebt? — Kennſt du die Wuth der Liebe, ihre Seligkeit und ihre Martern?

Isabella. Noch kann ich die Liebe nach diesen Ausdrücken nicht messen. Die Liebe schien mir so sanft, so unschuldig, aber nicht so grausam wie deine Empfindung mirs sagt.

Maria. Liebe Schwester! Habe Mitleid, rette mich wenn Du kannst, tilge aus dem Herzen ihn, den ich so unaussprechlich liebe. Ein unauslöschliches Feuer brennt in meinen Busen, ich sah ihn und verging. Schnell wurden alle meinen Sinnen trunken, meine Augen verloschen, und ich schien meiner Auflösung nahe, nahe dem Tode, nur in seinen Augen fand ich das Leben. Bewußtsein, Sprache, jede Empfindung verließ mich, nur eine blieb zurück, eine für welche ich keinen Ausdruck weiß, namenlose Wuth, brennende Begierde, sie raset in meinen Adern. Du staunst mich an. Ach wer Liebe erklären will erschöpft sich nur in Worten ohne Begriffe mitzutheilen. Du hast noch nie geliebt, man

hört, man liest von Liebe: aber wer sie nicht erfahren hat, versteht Liebende nicht.

Isabella. So nenn mir doch den Jüngling, den du über allen Ausdruck liebst?

Maria. Noch nicht genannt hätt ich ihn dir!

Isabella. Du reizest meine Neugierde.

Maria. Er ist unter den Schönsten der Schönste. Vergleich ihn mit allen Männer die Du siehst, mit allen die Dir gefielen, und erhöhe seine Vorzüge so weit Gedanken reichen, so weit die Einbildungskraft ihren Flug nimmt, und Du hast ihn mit Mühe erreicht. Sein Gesicht ist Hoheit, Grösse und jeder Zug Liebe, sein wollüstiger Körperbau muß jedes Mädchen entflammen; jedes Glied ist Harmonie; ein Bildhauer kann hier sein Studium wählen. Sahst Du wohl Schwesterchen! die Bildsäulen des Antinous, des Herkules, des Apollo? Wähle von Göttern und Menschen

ſchen das Schönſte, und Du haſt den Lieb-
ling meiner Seele.

Iſabella. Er heißt —

Maria. Nein, man kann ſchlechter-
dings keine Vergleichung machen.

Iſabella. Er heißt —

Maria. Er heißt Veskonte.

Iſabella. Veskonte! (Sie ſchwieg.)

Maria. Rede.

Iſabella. Reizend iſt der Jüngling,
ich ſah ihn zweimal — aber —

Maria. Nun —

Iſabella. Welchen Zweck kann dieſe
Liebe haben! Wird ſie der Vater billigen!
Flieh dieſe Leidenſchaft, fruchtlos verzehrt
ſie Dich. Du biſt für den Prinzen von
Sardinien beſtimmt. Flieh den Jüng-
ling.

Maria. Flieh den, den du nicht flie-
hen kannſt. — Mag mich doch mein Va-
ter für den Prinzen beſtimmen, das Herz
hat ſeine eigne Beſtimmung unabhängig von

jeder Macht. Isabella! ich liebe, und das ist alles.

Isabella. Theureste Schwester! wann du mich liebst, so höre mich. Ich beschwöre Dich bei dem Antheil, den ich schwesterlich immer an allem nahm, was Dich treffen konnte. Wohin führet dich diese Leidenschaft! Was kannst du von dieser Liebe erwarten? was anders als Schmach, Schande, Entehrung? Auf eine Vermählung mit ihm kannst und wirst du nicht denken, oder solltest du diesen Gedanken hegen! — Er sei reizend der Jüngling, der Schönste, der Edelste, er besitze alle Vorzüge, deine Einbildungskraft erschöpfe sich an seinen Vollkommenheiten: aber wie wirst du dem Grimme eines Vaters entfliehen. Wer wird dich retten?

Maria. Er! Isabella! Er. — In seine Arme will ich mich retten vor dem Grimme meines Vaters. Er wird mir alles ersetzen, er wird mir alles geben, mehr

als die Welt auſſer ihm geben kann. Statt Kronen und Zepter wähl ich mir den Kuß der Liebe, ſtatt der trügeriſchen Beredſamkeit, ſtatt des verführenden Hofgepränges wähl ich mir nur ein Wort, ausgeſprochen von dem ſchönſten Munde, ein einzigen Wort, was alles enthält, wodurch die Welt beſteht, und ohne welches kein Geſchöpf lebt, das Wort: Ich liebe. — Staat der betäubenden Freuden, des herztödtenden Leeren dieſer Burg wähle ich mir fern vom Geräuſche in der Einſamkeit den Gegenſtand meiner Seele: nichts ſoll ihn mir entziehen, ganz will ich ihn genieſſen, von ſeinem Anblick will ich mich nähren, leben von dem Hauch ſeiner Lippen, ſo leben oder ſterben. Prinzeſſinn, oder nicht, das gilt mir gleich, aber nur geliebt, geliebt von Veskonte. — Rathe mir nicht, geliebte Schweſter! rathe mir nicht, mir iſt nicht zu rathen! — Was nicht ſeyn kann, das kannſt du nicht mög-

lich

lich machen. Ich kann nicht, ich will nicht, verlang es nicht zu wollen, ich habe keine Wahl mehr als Veskonte oder den Tod — ja Veskonte oder den Tod. Süß ist diese Losung dem Ohre, und für das Herz so feierlich. Nehmet nur alles, nur nicht Veskonte: die Könige mögen mir immer ihre Huld versagen, wenn nur des süssen Jünglings Aug auf meinem Busen schwärmet. Eitler Tand sind Kronen und Gold mit allen Vorurtheilen welche Thoren beglücken, gegen ein Herz. Mein Isabella! ausser Veskonte kenne ich kein Gut, habe ich keinen Wunsch. — Ihn oder nichts mehr hienieden!

Isabella. Schwester! Du rasest. Du hast alle Fassung verloren. Höre mich, erkenne deine Schwester, die dich zärtlich liebt, sie will dich retten.

Sie wiederhohlte ihre Vorstellungen, erschöpfte alle Gründe, welche Zeit und Umstände gaben. Maria stürzte in heftiger Bewe-

wegung auf und nieder, ſie hörte nicht die Schweſter, ſie ſah nur Veskonte, ſie dachte nur ihn. Auf einmal da ſie ſich zum Fenſter gewandt hatte, rief ſie mit Heftigkeit. Veskonte! Schweſter! Veskonte! Er iſts! Er hat mich geſehn. Schweſter! hörſt Du nicht, ſiehſt Du nicht? Er wars! Er iſts! Komm. Veskonte war vorüber gegangen. Er hatte ſich ſchon lang ihren Augen entzogen, als ſie noch immer in Begeiſterung von ihm ſprach, noch immer zum Fenſter hinausſah.

Veskonte erſchien öfters am Hofe und Maria ſuchte jede Gelegenheit ihm das Verlangen ihres Herzens zu entdecken. Blicke, abgebrochne Reden, Seufzer die ihr entfuhren, waren der beredſamſte Sinn ihrer Unterredung, wenn die Umſtände ein freyes Geſpräch hinderten. Veskonte verſtand ſie, und ſie ihn. Sie hatten ſich keinen Zweck vorgeſetzt, ſie überlieſſen ſich unbedingt ganz der Leitung der Liebe, ihre

Leidenschaft galt ihnen statt aller Gründe. Ihre Wünsche galten alle und einzig der Liebe, sie hatten ihr Daseyn von ihr abhängig gemacht.

Noch hatte Maria den Drang ihres Herzens nicht äussern, sich der Fülle ihrer Empfindungen nicht ungestört überlassen können, noch hatte sie nur durch Blicke gesprochen, durch Seufzer geantwortet, sie hatte noch keine Gelegenheit zu einer freiern Unterredung gefunden; unterdessen hatte sie ihre Kammerfrau gewonnen, sie hieß Beatrice: aber sie wagte es noch nicht ihn auf ihr Zimmer beiTage zu bestellen, da sie den Tag für eine Zusammenkunft ohne eine Entdeckung zu fürchten nicht wählen konnte; die Nacht schien ihr zu gefährlich, und dann war sie noch nicht so ganz vertraut mit ihm geworden. Bald zeigte sich eine günstige Gelegenheit, da der Hof ein prächtiges Fest gab, und unter den Vornehmsten des Adels auch die

Gra-

Grafen Beskonte einlud. Nach der Tafel entfernten ſich die meiſten Gäſte, einige zerſtreuten ſich durch Spiele, andre verloren ſich in den prächtigen Hofgarten. Maria hatte dem jungen Beskonte, der bald Gelegenheit fand, ſich von ſeinem Vater zu entfernen, ein bedeutendes Zeichen gegeben, ihr zu folgen. Sie ſelbſt entfernte ſich zuvor: Beatrice hatte Gelegenheit erwartet ihm leiſe ins Ohr zu flüſtern: Nicht weit von dem Apollo, in dem dunkeln Zypreſſengang. Der Jüngling verſtand ſie, und nickte wonnetrunken mit dem Kopfe.

Maria hatte den beſtimmten Ort erreicht. Beatrice ſtand am Eingange der Zypreſſen unweit der erwähnten Bildſäule, um Beskonte, wenn er kommen würde, den Weg zu ihrer Gebieterinn zu weiſen. Sie erwartete ihn mit brennender Begierde und pochendem Herzen. Sie harrte eine Weile und ihre Ungeduld ward mißtrau-

teauisch. Jht winkte Beatrice, er komme. Welche Bewegung! — Welche abwechselnde Gedanken bestürmten sie in diesem Augenblick! Sie sank halb ohnmächtig an den Busen der Vertrauten, es war die erste geheime Zusammenkunft mit einem Jüngling, welcher als der Inhalt ihrer Wünsche ihre ganze Seele ausfüllte; es war die erste Liebe, wider welche sie weder in den Gründen Jsabellens, noch ihren eignen Vorstellungen mehr Widerstand finden konnte. Er kam, sie wollte ihm entgegen eilen! aber ihre Kniee wankten, sie wollte reden, und stammelte verworren: Kommen Sie Veskonte! Bei diesen Worten faßte sie ihn bei der Hand, und führte ihn tiefer ins Dunkle, an einen abgelegneren Ort. Beatrice stand am Eingange, für die Sicherheit der Liebenden zu wachen.

'Auch Veskonte hatte die Fassung verloren, so hatte ihn der Anblick der Schön-

heit

heit betäubt, das Neue einer ſolchen Zuſammenkunft überraſcht. Seine Seele hing an ihren Lippen, er ſtammelte unvernehmliche Worte, Ausdrücke einer tiefen Ehrfurcht: aber Herzen verlangen freiere Worte. Endlich begann Maria mit unbeſchreiblicher Anmuth: Edler Jüngling! Was verhehl ich länger was ich nicht verhehlen kann! lange, lange brannte ich im Geheim von dem erſten Augenblick an, da ich Sie ſah; lange wollt ich ohne Zungen mit Ihnen ſprechen, nur itzt fand ich Gelegenheit. Was kann ein Mädchen einem ſchönen Jüngling ſagen, den ſie im Geheim zu ſich rufen ließ, als was er nicht ahndet, was ihm ſein Herz nicht ſagt, was kann ſie ihm ſagen als daß ſie ihn liebt, ihn liebt über alle Verſtellung und Verhehlung!

Veſtonte wollte erwiedern. Prinzeſſinn! Sie haben mir alſo erlaubt —

Ach unterbrach ihn Maria mit Unge-

ſtümm, Sie ſind in einem traurigen Irrthum. Hier iſt keine Prinzeſſinn, die was zu erlauben hat, hier iſt ein liebendes Mädchen, das mit Sehnſucht auf das Wort Liebe von ihren Lippen harrt.

Desdemona. Worte ſind überflüſſig, wenn das Herz ſich ſelbſt längſt verrathen hat. Nur meine Leidenſchaft kann es entſchuldigen, nur dieſe unwiderſtehliche Schönheit, welche ſie eingeflößt hat, daß ich zur Tochter des Lodovico meine Wünſche trug.

Maria. Das ſind Worte — und Worte will ich nicht hören. — Sprechen Sie nur, daß Sie mich lieben. Der einfachſte Ausdruck iſt der ſchönſte, der überzeugendſte: nicht der geſuchte. Es wird mir ſo angenehm, ſo ſüß aus ihrem Munde vorkommen: Ich liebe Sie.

Desdemona. Ich liebe Sie. — Es iſt auch alles was ich ſagen kann, und iſt nichts über dieſen Ausdruck.

Maria. Sagen Sie: ich liebe Dich.

Veskonte. Ich liebe Dich.

Maria. Das iſt viel vertrauter, viel angenehmer dem Ohre — Ich liebe Dich auch.

Veskonte. Aber Prinzeſſinn! darf ich —

Maria. Wir ſind hier allein. Nichts weiter von der Prinzeſſinn.

Veskonte. Darf ich meine Augen zu Ihnen erheben? Hab ich nicht zu viel gewagt? Ihr Vater, holde Seele! würde nie — nie dieſe Liebe billigen.

Maria. Ach!

Veskonte. Seine Trennung könnte grauſam ſeyn; ich kenne den Markgrafen. Wer kann uns wider ſeinen Zorn retten!

Maria. Die Liebe!

Veskonte. Ich habe einen Vater, ich liebe ihn zärtlich: auch ihn könnte der Unfall treffen.

Maria. Schrecke mich nicht, Veskonte!

Veskonte. Ich liebe Sie. Wider die Empfindung des Herzens gibt es keinen Vorsatz. — Aber ich beging ein groſſes Verbrechen. O Maria daß ich meine Leidenschaft nicht unterdrückte.

Maria. So thu es Schwärmer! wenn Du kannſt.

Veskonte. Nie werde ich es können.

Maria. Wenn Du es nicht kannſt, ſo verlier nicht die Zeit mit fruchtloſen Klagen.

Veskonte. Aber Maria —

Maria. Aber Veskonte —

Veskonte. Ich zittre!

Maria. Ich liebe!

Veskonte. Wenn ich nicht liebte, würde ich nicht zittern.

Maria. Aendre, was Du nicht ändern kannſt.

Veskonte. Ich ſollte zu Ihren Füſſen um Vergebung flehen, daß ich es wagte von Liebe mit Ihnen zu reden.

Maria. Und ich ſollte um Vergebung flehen, daß ich Sie wirklich liebte.

Veskonte. Im Ernſte Maria, im Ernſte ich ſollte ſie fliehen.

Maria. Im Ernſte Veskonte im Ernſte ich ſollte hier mit Ihnen nicht ſprechen.

Veskonte. Da ich Sie ſah, war ich verloren, meine Leidenſchaft hat alle Gründe erſtickt, hat die Gefahr nicht abgewogen. — Ich habe ſehr gefehlt.

Maria. Da ich Sie ſah, ſah ich nur Sie; Meine Leidenſchaft hört keine andern Gründe, als die mit welchen die Liebe einverſtanden iſt. Nicht wahr Schwärmer! da habe ich ſehr gefehlt.

Veskonte. Aber Maria —

Maria. Aber Veskonte —

Veskonte. Laſſen Sie mich vergehen vor Reue und Vorwürfen!

Maria. Nein vor Liebe!

Veskonte. Ich will in der Einſamkeit meine Verirrung beweinen.

Maria. Was ſprichſt Du von Verirrung! Was willſt Du beweinen? Warum willſt Du mich quälen?

Veskonte. Ich gehe!

Maria. Bleib!

Veskonte. Ich ſehe keine Hoffnung, keine Rettung.

Maria. Ich höre nur die Liebe.

Veskonte. Ich bin unwiederbringlich verloren, Maria.

Maria. Und ich nicht zu retten!

Veskonte. Laſſen Sie mich dieſen Hof fliehen, Sie, die Welt und mich ſelbſt.

Maria. Vergebens! Du kannſt Deine Maria nicht fliehen!

Veskonte. Ich folge der Nothwendigkeit. — Uiberlaſſen Sie mich meinem Schickſal.

Maria. Du ſiehſt ja, daß ich der Nothwendigkeit weiche, ſie legt mir Liebe auf.

Veskonte. Maria! Ich liebe Sie unausſprechlich.

Maria. Und deswegen —

Veskonte. Muß ich Sie verlaſſen.

Maria. Du mich verlaſſen!

Veskonte. Maria! Mein Herz klopft!

Maria. Fühl auch das meine.

Veskonte. Maria! ich gehe, ich muß gehen!

Maria. Ich laſſe dich nicht!

Veskonte. Meine Pflicht, ihre Glückſeligkeit. — Ich will durch eine vermeſſne Liebe nicht Elend über Sie bringen. Ich wäre zu ſtrafbar. Leben Sie wohl Maria! Nur noch einen Blick, ich gehe. — Ein unwiderſtehliches Schickſal ruft mich ab von dem ſüſſeſten Augenblick meines Lebens; nie war ich ſo glücklich, und ſo unglücklich auf einmal. O hätt ich doch nie dieſes Geſtändniß aus ihrem Munde gehört! Es iſt der Innhalt meiner Verzweiflung. — Maria! ich folge meiner Pflicht —

folgen Sie der Ihren. Ich gehe, ich muß —

Maria. Nimmermehr! Veskonte! nimmermehr! — Bleib. Willst Du mich ermorden? Soll ich verzweifeln! Der grausamste Tod ist nicht so bitter wie der Entschluß, den Du fassen willst. Hab ich das um dich verdient? Willst Du mich verlassen, verrathen, durch diese Kälte zur Raserei bringen? Veskonte! ändre deinen Entschluß oder sieh mich verzweifeln. Nein, nie konntest Du ihn fassen, du quälst Dich nur durch künstlich erfundne Marter, Bleib, liebe, liebe mich mit der Heftigkeit, mit welcher ich Dich liebe. Vergebens wähnst Du, die Zeit werde den Eindruck aus dem Herzen tilgen. Eher will ich aufhören zu leben, als aufhören zu lieben. Was sind alle Güter der Erde gegen Herzen die sich lieben! Nie gab es Seelen Veskonte die so vereint waren, nie gab es ein schöneres Band — ohne Eigennutz geknüpfet.

Wa-

Warum willſt Du ſie trennen, Dein eigne Glückſeligkeit morden? Was nützt Dir die ganze Welt mit allen ihren Schätzen, wenn Du das verlierſt, ohne welches die ganze Welt ein unendliches Leere iſt, ohne ein liebendes vertrauliches Herz! O Desdemona! wenn Du liebſt, ſo kannſt Du mir nicht widerſprechen. Ich beſitze nicht die Täuſchung gekünſtelter Beredſamkeit: aber verläugne Dein Gefühl, wenn du kannſt, und nun ſüſſer Jüngling, quäle mich nicht weiter.

Desdemona. Wer kann Ihnen widerſtehn! Zauber liegt in ihren Worten und Überredung fließt von Ihren Lippen.

Maria. So nimm die Loſung Tod oder Liebe!

Desdemona. Es ſei! Tod oder Liebe!

Maria. Wie verſiegelſt Du den Bund?

Desdemona. Auf Deinen Lippen!

Maria. So komm in meine Arme.

(Er umarmt und küßt ſie.)

Ma-

Maria. Es iſt der erſte Kuß, den ich von einem Manne nahm.

Desfonte. Es iſt der erſte Kuß, den innige Liebe gab.

Maria. Die Seele ſchwebt mir auf den Lippen

Desfonte. und ich fühle mich aufgelöſt in Wonne!

Sie verſtummten, Lippen auf Lippen, Bruſt an Bruſt gedrückt ſanken ſie in ſich ſelbſt verloren auf einen Raſen. Sie fanden weder Sprache, noch Ausdruck. Ihre Geiſter ſchienen einer wollüſtigen Vernichtung nahe. Heftiges Verlangen ſtrömte in ihren Adern, raubte ihnen alle Faſſungskraft; die Welt ſchien um ſie herum zu vergehen. Jetzt winkte Beatrice, ſie ſahen nicht, ſie rief, ſie hörten nicht, ſie verdoppelte ihre Stimme, ſie hörten noch nicht. Sie hätte noch lange rufen dürfen, ſie hätten nicht gehört. Schnell ſtürzte ſie herbei die Liebenden der Gefahr zu entreiſſen.

Maria konnte dem Jüngling keinen Kuß mehr geben, er konnte ihr kein Lebewohl ſagen, nur flehend warf er einen Blick von unausſprechlicher Bedeutung auf ſie. Maria faßte ſich ſo gut ſie konnte und verlor ſich mit Beatrice in ein Geſpräch, da ſie die Gäſte kommen ſah, ſie eilte auf ihr Zimmer.

Die Liebe hatte allen ihren Zügen einen ſo ſchmachtenden Reiz gegeben, ihre Augen ſchwammen in Entzücken, und die Lippen ſchienen ſich noch der Wolluſt des Kuſſes zu öffnen, der ſie durchdrang. Nachläſſig wallten die Haare in ſchöner Unordnung um den Nacken, und der Fuß hüpfte mit reizender Leichtigkeit die Treppe hinauf.

Iſabella. (kam ihr entgegen) Ich vermißte Dich ſo lang. Wo warſt Du denn Schweſter!

Maria. Ich war im Garten, war ſo glücklich — ſo über allen Ausdruck glücklich!

Isabella. Du hast gesprochen —

Maria. Mit Verkonte

Isabella. Du konntest es wagen!

Maria. O wer nichts wagt! — Wie reizend ist der Jüngling und so unbefangen. — Es hat mich Mühe gekostet einen Kuß zu erhalten. — Wie er dann so innig an meinen Busen sank, in meinen Armen zu vergehen. Mund auf Mund gedrückt Herz auf Herz klopfend vergaß ich die Welt. Ich fühlte Glut in allen Gliedern!

Isabella. Oh!

Maria. Du wirst roth!

Isabella. Ich wüßte nicht warum.

Maria. Sieh Isabella! Mein Leben hängt von ihm ab — Ich muß ihn besitzen. — Ihn oder den Tod! Schwester! Du wirst blaß.

Isabella Was Du doch heut nicht zu deuten findest!

Maria. Haſt Du ihn recht betrachtet? Sag, haſt Du einen ſchönern Jüngling geſehen.

Iſabella. Laß mich.

Maria. Schweſter! Kannſt Du meinen Vorſatz, daß keine ſterbliche Macht mich von ihm trennen ſoll, kannſt Du dieſen Vorſatz noch ein Verbrechen nennen?

Iſabella. Was iſt Verbrechen? Und was iſt Schwachheit? — Weiß ich es doch ſelbſt nicht!

Maria. Du ſeufzeſt! — Du biſt beſtürzt! Welche Bewegung!

Iſabella. Du quälſt mich heut. Maria! — —

Nur zu ſehr verrieth Iſabella ihre Bewegung: ſie hatte Vedute nach der erſten Unterredung mit ihrer Schweſter aufmerkſamer betrachtet: der Anblik der Schönheit, die glühende Leidenſchaft ihrer Schweſter, das tägliche Geſpräch von ihm, hatte ihr gleiche Begierde eingeflößt. Sie ſuchte ihre Leidenſchaft

zu verbergen, die Schweſter zu ſchonen. Maria konnte ſich dieſe Bewegung nicht erklären. Willſt Du mich verrathen? ſo fuhr ſie fort, das kannſt Du nicht! Haſt Du eine nachtheilige Entdeckung gemacht! O nein! Du hätteſt ſie mir gewiß nicht verhehlt. So table denn meine Liebe nicht, laß mich den Jüngling über alles lieben, an dem meine Seele hängt. Iſabella! meine theure Schweſter! Mein Daſeyn iſt Er, ohne ihn will ich nicht leben, und ſoll ſie Thränen und Blut koſten dieſe Liebe, ſo laß ich nicht ab von ihr. Fruchtlos ſind alle Vorſtellungen. Keine menſchliche Kraft kann dieſes tobende Gefühl erſticken. Ich raſe, laß mich raſen. Niemand kann mich heilen als er. Laß mir ihn Schweſter! oder reiß mir das Herz aus der Bruſt. — Mitleid! Erbarmen! Sieh, ich liege zu Deinen Füſſen, wenn ich je deine zärtliche Schweſter, Deine Maria war, wenn Du mich geliebt haſt,

laß

laß mir den Jüngling, rede mir nicht wider meinem Beskonte. Laß mich meinem Schicksal folgen, suche Kronen und Gold, nimm mir nur den nicht, der mir alles ist. Ich verzehre mich sonst am langsamtödtenden Feuer, unheilbare Verzweiflung könnte mein Gehirn verrücken.

Isabella. Ich nehme Dir ihn nicht den Jüngling. — Deine Leidenschaft ist zu heftig; sie macht Dich unglücklich und auch mich! — Sie sprachs und Thränen entstürzten dem Auge, indem sie das Haupt in den Busen verbarg und mit Heftigkeit ihre Schwester verließ: Sie litt die grausamste Qual. Unglückliche! so sprach sie mit sich selbst, nachdem sie sich erhohlt hatte, Du stößt mir den Dolch in die Brust ohne daß du die Absicht hast. Warum machtest Du mich aufmerksamer auf den Jüngling der mir beim ersten Anblicke nur zu sehr gefiel! Warum fachtest Du durch Deine Raserei gleiche Wuth in meinem Her-

zen an? Mit jedem Tag schwärmtest Du von ihm, und so wecktest Du mit jedem Tag diese brennende Begierde, die mich verzehrt. — Schwester! Du hast mich unglücklicher gemacht, als du es nur ahnden kannst. Indem Du zu meinen Füssen lagst und meine schwesterliche Zärtlichkeit um Mitleid anflehtest, rissest Du mir das Herz aus der Brust. Mitleid! Erbarmen! — Wer hat es mit mir! — Ich bedarf des Mitleids mehr wie Du. Du hast nur wider die Liebe zu kämpfen, ich aber wider die Liebe und die schwesterlichen Zärtlichkeit zugleich. Wohin hab ich mich verirrt! — Ist das die Liebe, die so süß, so reizend sein soll! Kann sie so viel Grausamkeit tückisch in sich verschliessen! — Ich, die ich die Schwester ermahnte, so dringend ihr vorstellte, den Jüngling zu fliehen, ich selbst ungeachtet aller Gründe, die ich nicht läugnen kann, brenne im Geheim für ihn, werfe mich der Schmach

in die Arme wie meine Schweſter. — Hätt ich Dich nie geſehen, Schönſter der Sterblichen. — Dich — der alle Einbildungskraft erſchöpft! — Hätteſt Du mir doch nie von ihm geſprochen Maria! — O Beskonte! O meine Schweſter!

Nach dieſen Klagen verſtummte ſie; Grauſam war der Zuſammenfluß der Umſtände, welche ſie ſchnell trafen. Sie konnte keinen Entſchluß faſſen, ſie ſchwankte wie ein Rohr, was der Wind bewegt. Itzt beſchloß ſie großmüthig ihre Leidenſchaft zu unterdrücken, Iſabella durch ſchweſterliche Gründe von dem Jüngling zu entfernen; itzt ſah ſie die Unmöglichkeit wieder ihre Schweſter je von der Leidenſchaft zu heilen, die bei ihr ſelbſt mit jedem Tage wuchs. Sie fürchtete mit edler Verläugnung, ſie ſelbſt werde nicht Muth genug haben ihre Liebe zu unterdrücken. Dann ergriff ſie die Wuth der Leidenſchaft mit eiſernen Armen; die Stimme der Wolluſt

tönte so süß, so verführend, das Gift schlich sich zum Herzen, der Vorsatz schwand immer mehr mit jedem Tage, wurde immer minder ausführbar, die Leidenschaft wuchs, und Veskonte beschäftigte sie bald ganz allein. Doch verhehlte sie ihre Liebe, suchte sie wenigstens zu verhehlen, und ihre Leidenschaft verminderte die schwesterliche Zärtlichkeit nicht.

Zu Zeiten machte sie den Versuch Maria vor der Gefahr zu warnen, welcher ihre wüthende Leidenschaft sie aussetzte; sie beschwor sie selbst bis zur Rührung über diese unglückliche Liebe zu siegen: aber ach es war nur ein trauriger, ein wiederhohlter Versuch ihr eignes Herz zu stählen, was sie nicht konnte! Der Widerstand, den sie selbst im Innersten erfuhr, erstickte alle Gründe: sie stockte in Mitte der Rede, oder ein tiefer Seufzer brach sie mit Beschämung und Verwirrung ab.

Maria hatte weder Muth noch Vorsatz ihre Leidenschaft zu unterdrücken; sie beschäftigte sich nur mit dem Liebling ihrer Seele; die ganze Welt hatte keine anziehende Kraft für ein Herz, das nur der Liebe lebte. Sie suchte jede Gelegenheit mit Vesconte zu sprechen, und hatte, wenn die Umstände es nur zuliessen, geheime Zusammenkünfte mit ihm. Beider Vertraulichkeit wuchs mit jedem Tag, und mit jedem Tag auch die Gefahr. Beider von dem unwiderstehlichen Strom heisser Begierde, wider welchen Vesconte nur schwach kämpfte, und Maria nicht einmal einen Versuch machte, fortgerissen scheuten weder die Gefahr, noch kannten sie längere Zurückhaltung mehr. Freiere Wünsche strömten von ihren Lippen, und der Innhalt jedes Gespräches ward bald der Innhalt des brennenden Verlangens nach Genusse. Sie konnten diesen quälenden Zustand nicht länger ertragen, sie muß-

ten vergehen, durch Sehnsucht sich verzehren, oder den Wunsch ihrer Seele erreichen; sie hatten keine andere Empfindung als ihre Leidenschaft, keinen andre Grunde als den Vorgeschmack nie empfundener hoher Wollust. Ehre, Gefahr, Tugend, Anstand wurden unbedeutende Worte, überwältigt und zerstört durch ein einziges Gefühl.

Maria rief itzt mit ungestüm Beatrice, sie konnten die Absicht einer geheimen Zusammenkunft mit Westone ihr nicht länger verhehlen; sie berathschlagte mit ihr, wie sie ihren Vorsatz ausführen sollte, ohne sich der Gefahr preiszugeben, oder Verdacht zu erwecken. Beatrice erschrack, da sie diese Wuth sah, welche keine Zurückhaltung mehr kannte. Sie machte ihrer Gebieterin die dringendsten Vorstellungen, sie zeigte ihr die Grösse der Gefahr, suchte ihren Stolz zu bewegen, sprach von dem Zorn ihres Vaters; suchte ihre Ein-

bildungskraft durch alle Schrecken zu erschüttern, die sie vor dieser Raserey, wie sie es nannte, schützen sollten. Sie klagte sich selbst an, daß sie durch ihre erste Nachgiebigkeit diese schrecklichen Folgen selbst vorbereitet habe, obschon sie Anfangs sie nicht vermuthen konnte: auch hätte sie immer gehofft, die Tochter des Lodovike werde die Gränzen nicht überschreiten welche der Anstand jedem Mädchen vor allen einer Fürstin auferlegt; sie selbst hätte sich zwar durch ihre Schwachheit zur Uibereilung hinreissen lassen, aber nie den entferntesten Argwohn gehegt, sie werde mit dieser Wuth, welche alle Uiberlegung ausschließt, den Abgott ihres Herzens verfolgen, ohne alle Rucksicht ihrer Ehre, ihres Ranges, und der kindlichen Pflicht. Sie hätte die erste Aufwallung nur für vorübergehend, mehr für eine Zerstreuung, als eine so wüthende Leidenschaft gehalten: nie hätte sie sonst zu dieser erste Unterredung

eingeleitet; obschon der Ort zu mehr als einem vertrauten Gespräch zu jener Zeit nicht Gelegenheit geben konnte. Sie warf sich endlich zu ihren Füssen, sie erschöpfte alle Gründe: aber sie sprach tauben Ohren. Sie gieng selbst bis zu Drohungen. Aber diese verfehlten den Zweck, und erhöheten Maria. Geh, sprach sie erbittert, geh, verrathe mich, geh zu meinem Vater, geh zum stolzen Lodovike, sag ihm was Du weißt, und was ich nie läugnen werde. Weder deine Tücke noch sein Zorn sollen ihn tilgen aus meiner Brust. Tirannen! wenn ihr unmenschlich seid, wenn eure Seele unfähig jeder sanftern Empfindung kein Geschöpf mehr lieben kann, so verdammt doch nicht die Liebe. Der Tod kann mich auflösen, kann mich auf ewig von allen Sorgen befreien: die Qualen können mich vernichten: aber nicht zuvor meinen Sinn. Bestimmt Mauern wo die Sonne ewig nicht hindringt, bestimmt zentnerschwe-

ſchwere Ketten für mich, die Liebe dringt durch die dichteſten Mauern, ſie bricht eiſerne Thüren auf. Fliehen will ich dieſes Land, wo ein unmenſchliches Geſetz verbiethet den Empfindungen ſeines Herzens zu folgen, wo Liebe ein Verbrechen iſt; zu den Wilden will ich gehen, wo die menſchliche Natur ihre Rechte behauptet, wo Tiranney nicht ſtärker iſt als die Menſchheit, wo Heuchelei Trug und falſcher Hofglanz nicht für Tugenden gelten. Unter Tigern giebt es Anhänglichkeit, Menſchen haben oft einen grauſamern Sinn, er heißt Politik, und mordet Seelen. — Und lieb ich nicht den edelſten Jüngling! Iſt der Name Veskonte ſo verächtlich? Hat der Vater nicht durch ſeine Tapferkeit durch ſeinen hohen Muth den Staat unterſtützt? O Undankbarkeit! ſchändliches Laſter! man erniedrigt den Vater, man ſchämt ſich dem Sohne die Tochter eines Markgrafen zu geben, die er nicht ſuchte, die ihn ſuchte.

Geh, Beatrice, geh, vollende Dein Werk. Sieh, von diesem Augenblick bin ich entschlossen ihn nimmer zu lassen: ich schwöre den feierlichsten Eid, Erde und Himmel sollen mich hören, den Eid der Liebe, eher will ich mir diese Brust, an welcher sich manches Aug lüstern weidete, zerfleischen, mit eignen Händen mich morden, als den Gedanken aufgeben der meine ganze Seele ausfüllt. So ist mein Entschluß, es folge, was da will, und er ist so unerschütterlich wie die Welt die Deine weibischen Thränen und Dein verrätherisches Flehen nicht aus den Angeln drehen. Dahin haben Deine empörenden Drohungen mich gebracht. Es ist keine Rückkehr möglich!

So erschöpfte sich ihre Wuth bis sie verstummte.

Beatrice stand mit blassem Gesicht die Augen auf die Erde geheftet betäubt vor ihr. Sie konnte nicht sprechen, auch ihr

Aug nicht erheben, ſo ſehr war ſie gebeugt durch Vorwürfe, die ſie nicht verdiente. Maria, da ſie in dieſer Stellung ſie ſah, bereute ihr raſches Verfahren, Thränen entſtürzten ihren Augen, indem ſie mit gebrochner Stimme rief Beatrice! theure Freundin! ich habe Dich verkannt. Uiberlaß mich nicht dem Sturm meiner Seele. Gib mir den Geliebten, oder löſe die Bande auf, die mich feſſeln an ihn. Quäle ein Herz nicht, was Du nicht ändern kannſt. Vergib es der Leidenſchaft die mich verzehret. Gib mir den Geliebten oder den Tod! Sie ſank an ihre Bruſt, flehte, überhäufte ſie mit Schmeicheleien, verſchwendete Verſprechungen und Geſchenke, nannte ſie ihre Retterin, ihre wahre Mütter, ihre einzige Freundinn; dann ſtürmte ſie wieder mit Heftigkeit, drohte im Geheim zu entfliehen, wenn ſie ihrer Leidenſchaft ſich wiederſetzen würde. Es war ein Anblick der die Seele im Innerſten bewegte. Mit

je-

jedem Tag erneuerte sie diese Zudringlichkeiten, diese wüthenden Ausbrüche bis endlich Beatrice von so mannigfaltigen Vorstellungen, durch Zusammenhäufung dieser erschütternden Umstände überwältigt ihr nachgab.

Beatrice liebte ihre Gebietherinn mit innigster Theilnahme; ihr Verbrechen war ihre furchtsame Nachgiebigkeit, wenn man sie in diesem Falle ein Verbrechen nennen will. Sie entsetzte sich über die Gefahr bei einer geheimen Zusammenkunft, und die Folgen welche sie unvermeidlich nach sich ziehen müßte; sie kannte die Leidenschaft des Mädchens, wie sollte der Jüngling widerstehen! Aber sie sah aus den fruchtlos angewandten Versuchen, aus der Heftigkeit der Leidenschaft, daß sie weder durch Vorstellungen, noch durch Drohungen ihren Zweck erreichen würde, von einem Zwange konnte sie nur die grausamsten Folgen erwarten.

Maria ſuchte ihrer Freundinn jeden Zweifel zu benehmen, für jeden Fall ſie zu ſichern. Sie ſchwur feierlich, wenn ihre geheime Zuſammenkunft je ſollte verrathen werden, die ganze Schuld auf ſich allein zu nehmen, ohne das Verſtändniß zu entdecken, ſondern es vielmehr ſtandhaft zu läugnen, ſie ſetzte noch hinzu, wenn ſie ungeachtet dieſer feierlichen Verſicherung die Gunſt des Hofes zu verlieren fürchtete, oder verlöre, ſo werde ſie ihr hinlängliche Sicherheit für ihren künftigen reichlichen Unterhalt geben. Bei dieſen Worten, wies ſie ihr Gold und Koſtbarkeiten, die ſie in dieſem Fall für ſie beſtimmt, mit dem Zuſatz: den Schlüſſel zu dem Käſtchen beſitze nur ſie, auch ſei es ein Eigenthum von welchem Niemand Rechenſchaft zu fodern das Recht habe. So ſuchte ſie ihre Zweifel zu zerſtreuen, und ſo wurde Beatrice durch Eigennutz, durch Anhänglichkeit, und durch Schwäche zugleich beſiegt.

Sie

Sie berathſchlagten ſich itzt, welche Maaßregeln zu einer geheimen Zuſammenkunft die gröſte Sicherheit verſprächen. Ohne Begleiter, ohne Augenzeugen konnte ſich Maria zu keiner Zeit aus der Burg entfernen; ihre Abweſenheit konnte in keinem Falle verborgen bleiben. Beſuche bey Tage zu empfangen — müßte Verdacht erwecken, auch ſuchte ihre Leidenſchaft mehr als bloſſe Unterredung. Die Nacht, die ſtille vertrauliche Nacht wurde alſo zur geheimen Zuſammenkunft beſtimmt, ſie ſollte die Liebenden mit ihren Fittingen decken, ihre vertraulichen Seufzer, und Küſſe vor Entweihung ſchützen. Ein Umſtand wurde noch in Erwägung gezogen, es war kein andrer Weg zu Mariens Schlafgemach, als durch die Zimmer ihrer Schweſter. Wie leicht konnte Iſabella dieſe nächtliche Zuſammenkunft entdecken, oder durch gähes Schrecken, wenn ſie aus dem erſten Schlaf erwach-

te, und jemand kommen sähe, sie selbst wieder ihre Absicht verrathen! von der Verabredung sie zu unterrichten hielt Maria für noch gröſſere Gefahr, weil sie nach ihrer Meinung sich widersetzen, und die Schwester mit Vorwürfen ohne allen Zweifel überhäufen würde; auch Beatrice scheute sich vor Isabella, und dann schien es beiden wider den Wohlstand, wider den Begriff von Sittlichkeit zu streiten, ihr Gefühl zu empören und in ihrem unbefangnen Herzen eine Leidenschaft anzufachen, welche sie früh zur Ausschweifung verführen, und sie alle zugleich verderben könnte. Ihre gereizte Leidenschaft, so schlossen sie, würde nur Eifersucht, Zwietracht erwecken und zwei Schwestern trennen, die sich zuvor zärtlich liebten. Man verhehlte ihr also den gefaßten Entschluß und Beatrice versprach mit der äussersten Sorgfalt den Jüngling ins Schlafgemach der Maria zu führen. Da die übrigen Mädchen von

ihr abhingen, und sie durch längere Erfahrung sie alle kannte, so wußte sie zu gut, welche sie entfernen mußte, und welchen sie im Fall der Noth sich sicher anvertrauen könnte.

Aber wer kann Liebende täuschen! Die Liebe ist scharfsichtig. Isabella sah die Bewegung ihrer Schwester, unwillkürliche Ausbrüche die ihr entfuhren, bereiteten den Verdacht: sie wußte, daß Maria keine Zurückhaltung mehr kenne, daß sie ihrer Leidenschaft keine Gränzen setze, sie hatte in der Folge durch einen Zufall die Worte gehört — diese Nacht — Aus diesen Worten, aus der vorhergegangnen Bewegung, aus den häufigeren sonst ungewöhnlichen geheimen Unterredungen mit Beatrice aus der Zusammensetzung und Berechnung dieser Umstände, schloß sie mit Grunde: ihre Schwester habe dem Jüngling eine geheime Zusammenkunft zugesagt. Sie erschrack bei dieser Entdeckung. Was sollte sie thun!

Ihr Vorſtellungen machen? Was würden ſie nützen? Sollte ſie die Zuſammenkunft verhindern? Aber ſie mußte ihre gemachte Entdeckung als ein Geheimniß betrachten. Furcht, Liebe, ſchweſterliche Zärtlichkeit beſtürmten ſie, ſie mußte leiden was ſie nicht ändern konnte. Sie, die nach dem Jüngling im Geheim brannte, mußte ihre Liebe verhehlen, ſehen, wie er in die Arme ſeiner Schweſter eilte. Sie wurde verzehrt von heiſſer Begierde: aber ſie hielt es für ein Verbrechen, ein Geheimniß zu mißbrauchen und die Schweſter zu hintergehen.

Maria harrte mit Ungeſtümm auf die kommenden Schatten der Nacht; ſie ſprach viel doch unzuſammenhängend mit ihrer Schweſter. Hohe Wonne umſchwebte ſie, und ſüſſes Gefühl ſtrahlte aus ihren Augen; ſie drückte Iſabella ſo innig an ihren Buſen, küßte ſie ſo rührend, überhäufte ſie mit Schmeicheleien, und unwillkürlich ſtürzten Thränen aus ihren Augen.

Sie schien durch diese Bewegung, durch diese Gebärden, ohne den Vorsatz zu haben, ohne sich selbst die Absicht zu erklären, gleichsam ihre Schwester zu bitten, ihr doch ihr nahes Glück zu vergönnen, den süssesten Augenblick ihres Lebens nicht zu stören, sich mit ihr zu freuen.

Isabella verstand sie, sie faßte leicht den Sinn dieser heftigen Bewegung. Welche verworrne Lage für Isabella! Die grausame Liebe hatte ihr Herz erbeutet, und schwesterliche Zärtlichkeit es zugleich getheilt: sie konnte keinen Entschluß fassen, keinen Zweck erreichen, keinen Wunsch hegen; sie mußte geschehen lassen was geschah, und sehen was vor ihren Augen vorging, durfte nicht sagen, daß sie es sehe, alle so mannigfaltigen Bewegungen unterdrücken, nicht verrathen das Geheimniß, ihre Schwester und sich selbst, und doch konnte sie durch jede Aufopferung weder die Schwester retten, noch sich selbst. O

Maria! ſo ergoß ſich das volle Herz in Klagen, ich erkläre mir dieſe ungeſtümme Freude, ich ſehe deine Verirrung, ich ahnde, daß dieſe Leidenſchaft Deine Glückſeligkeit auf immer zerſtört, dieſe Leidenſchaft, deren Wuth ich wie Du fühle. — Ich kann Dich nicht retten, und ich ſehe Dich dem Verderben zueilen. — Dieſe Nacht, ja noch dieſe Nacht eilſt Du zum Verderben. — O daß ichs nicht wüßte! — daß es nie geſchähe! — — Noch dieſe Nacht: denn wer kann der Liebe widerſtehen! — — Sie iſt in des Jünglings Reize verloren, und er iſt ſo zärtlich, ſo feurig. Ich mag es nicht denken, der Kopf ſchwindelt mir. — Verführender Gedanke! du wiegſt mich nicht ein in den ſüſſen Taumel, die Hälfte von Dir iſt ſo bitter. — Wolluſt und Verderben ſeid ihr ſo nahe verwandt! — O Maria! laß ab von mir grauſame Schweſter! Warum empörſt Du mein Gefühl, vermehrſt meine Qual! Warum verführſt Du

mich zu Wünschen, die ich zu fliehen vergebens mich bemühe!

Unter diesen so verschiednen Entwürfen so widersprechenden Vorstellungen nahte die Nacht verschwiegen heran. Isabella entkleidete sich zu der sonst gewöhnlichen Stunde, sie warf sich auf das Bett, der Schlaf floh ihre Augenlieder, sie wünschte ihn auch nicht, sie fand Vergnügen in dem quälenden Nachsinnen der Zukunft. Mit keinem Ausdruck läßt sich der Sturm ihrer Seele beschreiben. Die Müdigkeit überraschte sie endlich, und ihre erschöpfte Einbildungskraft ruhte: aber bald erwachte sie. Das Nachtlicht war erloschen. — Aber sie hielt dieses Erlöschen für keinen Zufall; es bestätigte nur ihren Verdacht. Gewichen war itzt die Ruhe für immer. Sie dachte nur: itzt, itzt wird er kommen, er, der meine Ruhe, meine Glückseligkeit und meine Schwester mir raubt. — Er kömmt Wonne zu geben und Won-

ne zu empfangen, und ich ſchmachte hier einſam. — So ſchwelgte ihre Einbildungskraft und mahlte ſich künſtliche Qualen. Nach einer Weile hörte ſie ein Geräuſch, leiſe Fußtritte, und wieder Geräuſch. Er iſt's dachte ſie, er iſt's — und ihre ganze Seele war in einem Aufruhr, für welchen es keinen Ausdruck gibt: heiſſer Schweis lief über die Stirne, das Herz pochte, Glut war ihr Bett. Sie verlor den Athem vor Erwartung und ſie horchte erſtarrt.

Und wirklich war es Veskonte. Beatrice führte ihn leiſe ins Schlafgemach der Geliebten: ſie hatte ihm zwar zuvor Gelegenheit gemacht die Lage der Zimmer ſich zu merken, auch waren ſie nicht leicht zu verfehlen, indem ſie nach der Reihe gingen: doch hielt ſie dieſe Vorſicht bei der erſten Zuſammenkunft nicht für unnöthig.

Maria, da ihre Einbildung ſie oft getäuſcht hatte, als höre ſie das Geräuſch eines Kommenden und der Wind zugleich

aus Fenſter blies, glaubte ſich wieder zu täuſchen als der Jüngling ſich über ſie neigte, brennende Küſſe auf ihre Lippen drückte, und ſie zugleich ſeinen Athem fühlte. Leiſe flüſterte er: Maria!

Veskonte! rief ſie wie aus einem Traume geſtört. Biſt Du's?

Veskonte. Ich bins!

Maria. Wie klopft mein Herz.

Veskonte. Holde Seele!

Maria. Ich zittre!

Veskonte. Da ich bei Dir bin!

Maria. Veskonte! Sie ergrif ſeine Hand und drückte ſie an ihren Buſen.

Veskonte. Geliebte meines Herzens.

Maria. Ich meinte Du würdeſt nicht kommen.

Veskonte. Nicht kommen?

Maria. Der Wind brauſt ſo ungeſtümm.

Veskonte. Die Liebe hat mich geleitet.

Maria. Die Nacht iſt kalt. —

Desconte. An Deinem Buſen will ich mich wärmen. Weder Sturmwind, noch Donner ſoll mich in Deinen Umarmungen ſchrecken.

Maria. So komm denn.

Er lãg an ihrem Buſen: ſie widerſtand dem raſchen Unternehmen des Jünglings Anfangs: aber durch Liebe überwältigt und aus Vorſatz ſchwach, reizte ſie nur durch Widerſtand, und übergab ſich ganz ſeiner ſtürmenden Begierde.

Aber Stunden waren vergangen: ſie mußten den kommenden Tag fürchten. Dreimal riß er ſich los von ihrem Buſen, dreimal ſank er wieder zurück, und dreimal umſchlag ſie ihn glühend mit beiden Armen. Itzt glaubte er ihr den letzten Kuß zu geben, und ließ nicht ab von ihren Lippen. Endlich war es hohe Zeit, er könnte nicht länger verweilen. Er mußte ihr den Abſchiedskuß geben. — Wann

komſt Du wieder? Komm bald — bald — ſtammelte Maria.

Bald! bald! Geliebte war Desfontes Antwort indem er ging.

Er begab ſich nach Hauſe und ſammelte die verlornen Kräfte wieder durch die Erquickung des Schlafes; des andern Tages erſchien er mit ſeinem Vater am Hofe; er konnte ſich dieſem unangenehmen Zwange nicht ſchicklich entziehen, er vermied Marien, keinen Verdacht zu erwecken; ſie ſchlug bei ſeinem Anblick das Aug beſchämt zur Erde: doch brannten beide in Geheim: genoſſne Wolluſt hatte das Verlangen nur geſchärft, und die Wolluſt nur reizender gemacht. Iſabella war niedergeſchlagen in ſich gekehrt und blaß; ſie ſah Desfonte: die Geſchichte der vergangnen Nacht, das wolluſttrunkne Aug der Schweſter und die Schönheit des Jünglings empörten ihre Einbildungskraft, goſſen unauslöſchliches Feuer in ihren Buſen.

sen. Nicht selten fiel ihr verstohlner Blick auf ihn, beschämt und verwirrt wandte sie sich weg, wenn sie wähnte, daß er sie bemerke, ihre Beschämung, ihre Verwirrung war so reizend, drückte so viel Gefühl aus, daß Beskonte bald Argwohn gefaßt hätte. Isabella, wenn sie auch nicht die feurigen Züge ihrer Schwester besaß, noch ihr wollüstiges Athmen verrieth, zeigte doch in ihrem Gesicht den Zauber eines so beredsamen Ausdrucks, daß sie jedem Empfindung einflößte; die Schwermuth hatte ihre schmachtende Wonne über sie ausgegossen, und gab ihr unaussprechliche Anmuth.

Beskonte versäumte selten eine Nacht, zu welcher das Vergnügen ihn einlud, wenn er Gelegenheit hatte: die Liebe beflügelte seine Schritte, sie schien ihm unerschöpfliche Kraft zu geben. Beatrice wurde allzeit von der gehtimen Zusammenkunft unterrichtet, um die gehörigen An-

stalten zu treffen. Nichts konnte ihre heiſſe Begierde sättigen und das Feuer wuchs mit dem Genusse.

Isabella hatte standhaft ihre Leidenschaft zu verhehlen sich bemüht: aber konnte sie den Aufruhr der Seele unterdrücken, diesen Aufruhr der Seele, welchen jede geheime Zusammenkunft des Verkönte mit ihrer Schwester weckte, der bei dem Anblicke des Jünglings immer heftiger wüthete. Sie schmolz bei der süssen Erinnerung an ihn; ihre Einbildungskraft verweilte, schwelgte bei Freuden die ihr nicht zu Theil wurden, so schmachtete, so verzehrte sie sich an ihrem eignen Feuer. Die Heftigkeit der Leidenschaft erstickte endlich den Gedanken an die Grösse der Gefahr, das Beispiel ihrer Schwester machte sie kühner und verwischte allmählich die Schamhaftigkeit. Nichts war itzt natürlicher, als der Uibergang zu jenen Schlüssen, welche die trügerische Liebe so oft macht. — Und

warum dürfte ich ihn nicht lieben, dachte sie, kränke ich meine Schwester, wenn ich fortfahre, wie zuvor ihr meine Leidenschaft zu verhehlen! Gibt es in der Liebe ausschliessende Rechte? Darf ich das nicht geniessen was ihr in Fülle zu Theil wird. — Auch bei mir gilt es Tod oder Leben! Und sie, sie selbst, ihre Leidenschaft hat mich in diesen grausamen Zustand versetzt — diese nächtliche Zusammenkunft, die ich wider meinen Willen entdeckte, hat alle meine Sinne empört.

Da sie einst in diesen stürmischen Gedanken auf dem Ruhbette lag, der Schlummer ihre Augen floh, das Blut heftiger in den Adern rollte, das Herz feuriger schlug, ihre glühende Einbildungskraft den höchsten Grad erreicht hatte, und sie ihrer selbst unbewußt mit Gefühlen rang denen sie zu schwach zu widerstehen, sich zur Beute überließ, kam Verkonte, um wie gewöhnlich zu ihrer Schwester zu gehen. Beatrice

folg-

folgte ihm nie mehr; weil er durch die häufigeren Zusammenkünfte den Weg nur zu gut wußte. Isabella hatte den leisen Fußtritt bemerkt, ihre Begierde loderte schnell auf — sie erhob sich, und stand vor ihm, eh er die Thüre, die zur Schwester führte, erreichen konnte. Sanft und zitternd faßte sie den Jüngling, drückte ihn feurig an ihren Busen, und flüsterte ihm leisestammelnd ins Ohr: Erschrecken Sie nicht Veskonte!

Veskonte. Sie kennen mich.

Isabella. Ich bin Isabella.

Veskonte. Isabella!

Isabella. Ich verrathe Sie nicht. Ein feuriger Kuß überzeugte ihn

Veskonte. Was wollen Sie?

Isabella. Sie fragen? — Was wollten Sie bei meiner Schwester?

Veskonte. Sie fragen?

Isabella. So verstanden wir uns ohne Frage.

Desconte konnte sich von seiner Betäubung nicht erholen: der Zufall, der ihn traf, war zu unerwartet, er hielt sie unwillkürlich an seinen Busen gedrückt und dachte zugleich an Maria; er hatte Isabella öfters gesehen, ihre blühende Schönheit nicht verkannt, der Schimmer der Jugend und der Reiz der Neuheit konnten ihn fesseln: aber er wähnte eine Untreue an Maria zu begehen, er schien ihre Vorwürfe zu hören, wenn er schwach genug wäre dem neuen Eindruck nachzugeben: aber ein feuriger Kuß von ihr, das Klopfen des liebenden Herzens, und ihr leises verführendes Flüstern, der Balsam ihres Athems da sie sprach: Komm und schweig. — Du wirst mir doch nicht versagen was meiner Schwester so oft zu Theil ward? — Umsonst geht ein schöner Jüngling nicht zu einem reizenden Mädchen nach zwölf Uhr in der Nacht — so komm denn — entflammten ihn, und verscheuchten in diesem

Augenblick jeden Zweifel. Sie umschlang ihn und erstickte ihn vor heisser Begierde im jungfräulichen Bette. Er hatte sich in ihren Umarmungen erschöpft; er gab ihr den Abschiedskuß, und sagte ihr das Lebewohl, da sie sich zuvor feierlich versprochen hatten, daß Geheimniß der Nacht nicht zu entweihen.

Er wollte sich schon entfernen: aber er sah auch gleich die Gefahr ein, wenn er sich entferne, ohne zuvor zu Maria zu gehen; denn da sie ohne allen Zweifel den folgenden Tag erfahren würde, daß er nach der Verabredung zwar gekommen sei, und nach einem längern Aufenthalt ohne sie einmal zu besuchen sich wegbegeben habe, so müßten diese Umstände zusammen genommen, Verdacht erwecken, und die wahre Begebenheit der Nacht zugleich aufklären: er ging also zu ihr.

Die Nacht eilte dahin, und sieh, der Morgen begann beinahe zu grauen, schnell

raffte er ſich auf, hüllte ſich in ſeinen Mantel und eilte aus der Burg. Er hatte ſich nach Hauſe begeben, und ſchlief ruhig; der Unglückliche ahndete ſein Verderben nicht; er wußte nicht, daß der Verräther nur die aufgehende Sonne erwarte. Durch die Verzögerung hatte er ſich ſelbſt verrathen; ein Diener des Marggrafen, der ihn gut kannte, ſah ihn, wie er aus dem Zimmer trat.

Kaum war Ludovike erwacht, ſo eilte der Verräther zu ihm, ſeine Zunge war ſchadenfroh ſchnell. Obſchon aus dem Umſtand, daß er Veskonte aus dem Zimmer treten ſah, welches zu beiden Schweſtern führte, nicht konnte bewieſen werden, daß ſein Beſuch der Aeltern gegolten habe, ſo wußte er doch dadurch ſeinen Verdacht zu rechtfertigen, daß er betheurte, er habe Veskonte mit Maria öfters im vertraulichen Geſpräch überraſcht, habe bemerkt, wie ihre Blicke ſich bei jeder Ge-

legenheit begegneten, wie sie sich geheimnißvoll winkten, zu Zeiten einander ins Ohr flüsterten; er setzte hinzu, er habe damals diese Vertraulichkeiten nicht so streng gedeutet, sonst würde er es sich gewiß zur Pflicht gemacht haben, dem Marggrafen alles zu berichten; aber itzt klärte sich ein fürchterliches Geheimniß auf, welches er zwar zitternd, aber aus Pflicht als ein treuer Diener anzeige.

Wie erschrack der Stolze Lodovike bei dieser Nachricht! Der Diener hatte schon lang seine Rede geendet, und noch schwieg der Marggraf. Er ermannte sich, und befahl ihm seine Nachricht noch einmal zu wiederhohlen, und er verstummte wie zuvor; er horchte tiefsinnig mit starrem Blick auf die unglückliche Wiederholung der Geschichte. Er schien alle Fassung und mit ihr den Gebrauch der Sprache verloren zu haben, und nur Kräfte für seine Wuth zu sammeln. Noch stand der Verräther zitternd

rend vor ihm, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich erhohlte er ſich von ſeiner Betäubung und mit einem ſchrecklichen Blick rief er wüthend: Elender! Du lügſt — Du wagſt mit dieſer Schmach mich zu überhäufen! Nie wird ſich meine Tochter ſo weit herablaſſen. — Er ſchwieg tief nachdenkend, dann fuhr er wieder ſchnell auf: geh, ſchweig, rufe Beatrice, dieſen Augenblick ohne Verzug ſoll ſie kommen — Keine Verzögerung, dieſen Augenblick! — Er wollte gehen — Ludovike beſann ſich, rief ihn wieder zurück und befahl ihm das ſtrengſte Stillſchweigen, indem er die Worte hinzuſetzte: Meine weitern Befehle wirſt Du vernehmen. Geh, erinnere Dich, daß dein Kopf mir das Geheimniß verbirgt!

Kaum war er allein ſo überließ er ſich ganz ſeinem gekränkten Stolze; ſein grauſamer Argwohn nagte wie eine Schlange in ſeinem Buſen; er ſelbſt hatte einen Theil

der Aussage des Dieners nur zu gegründet gefunden, er wußte, daß keiner von seinen Leuten es wagen würde ihn durch eine falsche Nachricht zu hintergehen. Schande! Entehrung! rief er, indem er während im Zimmer auf und nieder stürzte, unbegreifliche Schande! — Desdemona! verwünschter Name! Mit dieser Schmach überhäufest Du mein Haupt, besudelst Du meinen Thron! — Erhob ich deswegen den Vater, daß mich der Sohn zur Dankbarkeit entehren sollte! — Itzt wollte er in seiner Wuth seiner Tochter Vorwürfe machen, er ließ sie zu sich kommen, sie erschien, er wollte reden, der Zorn hemmte die Sprache, nur mit einem grimmigen Blick zergliederte er sie flüchtig: Dann bereute er wieder seine Uebereilung, indem sie ihn nur von der Entdeckung der Wahrheit entfernen mußte. Er verstellte sich also, und suchte einen andern wahrscheinlichen Vorwand seines Unmuths, da er befriedi-

gende

gende Aufklärung erhielt, nahm er zum Scheine seine vorige Heiterkeit an, und verscheuchte durch diese List jeden Verdacht.

Aber die Ruhe war von Ludoviko geflohen; vergebens suchte er durch eine erlogne Heiterkeit seine Wuth zu verbergen, sein Unmuth brach sichtbar hervor; unterdessen ahndeten die Liebenden keine Gefahr, sie überliessen sich ungestört der Empfindung ihres Herzens.

Der Margraf schien auf einmal eine besondere Neigung zu dem alten Veskonte zu fassen, er unterredete sich öfters mit ihm, fragte ihn um Rath bey verschiednen Vorfällen. Selbst zur Beförderung seines Vergnügens ward Veskonte bey Hofe gesucht; am meisten fiel es der neidischen Neugierde der Hofleute auf, daß der Margraf selbst einen Theil der Nacht mit ihm zubrachte. Veskonte selbst konnte sich die schnelle Gunst nicht erklären: sein Sohn freute sich nicht wenig über diese unerwar-

tete Gnade des Marggrafen. Die Unglücklichen, sie ahndeten keine List: der Vater konnte keine Ursache zu einem gegründeten Argwohn finden, und der Sohn lag eingewiegt im Schooße der Wollust: das Betragen des Marggrafen hatte ihn nur sicherer gemacht.

Da Lodoviko eines Abends bis nach Mitternacht — es war die dritte Nacht nach der bekannten Begebenheit — mit dem Feldherrn im Schachbrette spielte, erschien derselbe Diener, welcher Lodoviko die erste Nachricht gebracht hatte, und sagte ihm einige Worte leise. Schnell erblaßte der Marggraf, und die Hand sank vom Schachbrette. Er lächelte: aber es war das Lachen des Todes, er machte einige Züge, nahm eine heitre Miene an und sprach zu Verkonte. Wie beschäftigt sich Ihr Sohn, Graf! Wird er dem Vater Ehre machen? — Aber ich höre, er sey ausschweifend, und bringe die Nächte in Buhlschaften auser dem Hause zu.

Ver-

Verzeihen Sie gnädigſter Herr, erwiederte Veskonte betroffen, Sie ſind übel berichtet.

Wir wollen ſehen, wer von uns beyden der übel Berichtete iſt. Seine Augen funkelten, indem ers ſprach, er raffte ſich ſchnell auf — kommen Sie.

Veskonte konnte ſich dieſe heftige Bewegung und den Zuſammenhang der Rede nicht erklären: er ſah wie der Marggraf etwas in den Buſen ſteckte, es ſchien ein Dolch zu ſeyn. Kommen Sie, rief Lodoviko mit ſichtbar wachſender Wuth und nahm eine Blendlaterne. Veskonte erſchrack, da er ſich aber keines Verbrechens ſchuldig wußte, ſo folgte er mit ſchnellen Schritten dem Ludoviko.

Ludoviko näherte ſich der Thüre, welche den jungen Veskonte ſo oft zum geheimen Vergnügen führte, er öffnete ſie leiſe, gieng durch das Schlafgemach der Iſabella, auf welche er einen vorübergehen-

den Blick warf, Beskonte folgte zitternd und voll Erwartung der Zukunft, er konnte sich weder das Betragen des Marggrafen noch die Frage in Rücksicht seines Sohnes deuten: doch ahndete er izt einen fürchterlichen Zusammenhang.

Und wie erschrack er nicht, wie er mit Lodowiko ins Schlafgemach der Maria trat, seinen Sohn erblickte, wie er halb entkleidet, verwirrt in einen Mantel sich hüllte, und zu entfliehen suchte! Das Schrecken des Todes ergriff ihn, seine Knie wankten, der Kopf schwindelte, er wünschte vor Schaam zu vergehen; der unglückliche Sohn konnte nicht sprechen, wie mußte ihn der trostlose, verzweifelnde, zürnende Anblick des Vaters zermalmen! Wenn die Erde sich unter ihm geöffnet hätte, ihn und seine Schande zu verbergen, so wäre es in dieser schrecklichen Lage mehr als Rettung für ihn gewesen; er litt mehr als den Tod: Maria war in Ohnmacht ge-

sun-

funken. Schrecklich donnerte itzt die Stimme des Marggrafen dem betäubten Vater entgegen. Wer von uns beiden ist übel berichtet?

Gnade! gnädigster Herr! Gnade! Haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Vater, so sprach der Tiefgebeugte und warf sich zu seinen Füssen.

Das sind die herrlichen Früchte der väterlichen Erziehung! erwiederte der Marggraf mit grimmigen Spott. Und Du Unglücklicher! indem er sich zum Sohne wandte, Du hast mich entehrt, Schande über mein Haupt, unauslöschliche Schmach über mein Haus gebracht, empfang den Tod von meiner Hand, Du verdientest ihn durch die Hand des Henkers. Hier zog er den Dolch aus dem Busen, der Jüngling flüchtete sich in die Arme des Vaters, vergebens suchte die väterliche Zärtlichkeit ihn zu schützen, Lodovico drang wüthend auf ihn, und stieß ihm den Dolch

in die Brust, er sank dem Vater in die Arme und bespritzte ihn mit seinem Blute, sterbend rief er! o mein Vater! mein unglücklicher Vater! — vergieb mir! — — O Maria! ich sterbe!

Der Ton des Sterbenden brachte Maria wieder zu sich, sie sprang aus dem Bette, zerkratzte sich die Wangen, zerfleischte sich den weissen Busen, dann warf sie sich auf den Geliebten, den letzten Hauch aufzuküssen, und seine ringende Seele mit ihren Lippen an sich zu ziehen; sie klagte: aber leise und unvernehmlich war ihr Angstgestöne.

Vesconte hob den Dolch noch warm vom Blute seines Sohnes, den er Kosmus entrissen hatte, in die Höhe, und rief rasend, indem er auf den Leichnam zeigte. Das ist Dein grosses Werk, das Gedächtniß deines Namens; So hast Du die Ehre Dein s Hau es Medicis für immer gegründet. — Ist dir das Blut der Vesconte

so

ſo verächtlich Tyrann! ſo vergieß auch das meine: aber wer kein Geſetz ſcheuet, den ſichern auch keine Geſetze, hier ſteh ich, morde mich — dann erwarte Florenz, die Welt zum Richter. Hier dieſen Dolch nehme ich, verwahre ich zur ewigen Erinnerung der That, daß der Marggraf von Mantua, der groſſe Lodovike zum Lohne meiner Tapferkeit und meiner unbeſcholtnen Treue meinen einzigen Sohn, einen wehrloſen Jüngling in meinen väterlichen Armen ermordete. Thränen der Verzweiflung erſtickten die Stimme. Iſabella, Beatrice und die übrigen, welche dieſe ſchreckliche Begebenheit hergeführt hatte, wurden von dem väterlichen Kummer gerührt. Der Unglückliche küßte noch einmal die blaſſe Stirne des Jünglings, warf einen drohenden Blick auf den Marggrafen und ſtürzte hinaus.

Lodovike ſtand in ſtummer Betäubung: der Anblick des vergoßnen Blutes, die

Raserei des unglücklichen Verkannte hatten seine Wuth erschöpft, er schweifte wild mit den Augen im Zimmer herum, ohne daß er es wagte den Blicken der Anwesenden zu begegnen; endlich befahl er mit Ungestümm Maria von dem Leichnam mit Gewalt hinwegzureissen. Jtzt raffte sie sich wild auf und stieß mit beyden Händen diejenigen von sich die sich ihr näherten; dann schrie sie: Du hast mir den Jüngling ermordet, Unmensch! nicht Vater! den Jüngling den meine Seele liebte! Nicht einmal den Todten gönnst du mir! Ja ich bekenn es, ich hab ihn geliebt, im Tode bleib ich ihm treu! blutig entstellt vor mir soll er mich hören, hören, daß ich ihn nicht verläugne, hören, daß keine Gewalt, kein Tirann sein ewig theures Andenken aus meinem Herzen tilgen soll. Er allein besaß meine Liebe, und keiner soll sie nach ihm mehr besitzen. — Und was für ein Verbrechen begieng er dann? Ich allein bin die Schul-

di-

dige, ich allein verdiene den Tod. — Wenn Veskonte mich liebte, ward ich dadurch herabgeſetzt. O unbegreiflicher Hochmuth, der alle Bande der Natur auflöſt! Meuchelmord. — Das iſt eine That werth des ewigen Ruhms! Schändlicher Undank! Niederträchtigkeit über allen Ausdruck! Hat der Vater ſein Leben nicht ſo oft für den Staat gewagt, für denjenigen gefochten der ſeinen Sohn ermordete. Aber ſo lohnen Tyrannen die Dienſte die man ihnen erweiſt, ſie wähnen in ihrem Übermuthe die verächtliche Sklaven ihrer willkürlichen Gewalt müſſen es als eine Gnade betrachten, wenn ſie gewürdigt werden ihr feiles Leben zur Gründung ihres Stolzes und zur Unterdrückung der Menſchheit hinzugeben. — Tödte mich was ſtehſt Du noch an? Was erwarteſt Du? — Meinen Sinn, Barbar! kannſt du nicht ändern; der Name Veskonte lebt ewig in meinem Herzen und ewig wird die Wunde bluten, die Du heut

ge-

geöffnet haſt. Ich fürchte Deinen Zorn nicht: denn ich fürchte den Tod nicht. So reiß mir dann mit Henkersfreude das Herz aus der Bruſt; dann haſt Du Dein Tagwerk vollbracht.

Ludovike unterbrach dieſe Rede oft durch die heftigſten Bewegungen, er geboth ihr Stillſchweigen, ſie ſchwieg nicht, der Verboth vermehrte nur die Heftigkeit ihrer Raſerey. Sein Zorn kannte keine Zurückhaltung mehr, und er würde ſchrecklich ausgebrochen ſeyn, wenn ihn nicht die Hofleute, deren eine groſſe Menge bey Verbreitung des Mordes herbeyeilte, zurückgehalten, und endlich durch viele Bemühungen von dem ſchrecklichen Orte, wo der Anblick des todten Jünglings, der troſtloſen Geliebten immer neue Gegenſtände der Verzweiflung zeigte, entfernt hätten.

Keine Gründe, keine Vorſtellungen konnten auf diejenige wirken, die jeden Reiz

des Lebens mit dem Geliebten zugleich verlor, kein Troſt konnte in ihr Herz dringen, kein menſchliches Mitleid ihren Schmerz lindern. Sie raſete in einem fort, und wenn ſie eine Weile verſtummte, ſo ſchien ſie nur Kräfte zu ſammeln, um von neuem zu raſen.

Lodoviko drang heftig in ſie ihm diejenigen zu nennen, welche die nächtliche Zuſammenkunft beförderten, er warf einen Verdacht auf Beatrice, er drohte ihr, ſie aber läugnete ſtandhaft, daß ſie Mitſchuldige habe, betheurte Beatricens Unſchuld, und überhäufte den Vater bey jeder Frage mit den ſchrecklichſten Vorwürfen.

In dieſer grauſamen Lage unter den Drohungen des Marggrafen, vergiengen einige Tage; ſie nahm weder Speiſe noch Trank, ihre Kräfte und ihre Wuth waren zugleich erſchöpft. Ihre Augen waren erloſchen, und jene Züge welche Herzen einſtens entflammten, ſchrecklich verwiſcht,

die Lippen von wollüſtigen Küſſen einſt trunken, waren verblichen, ſie ſchien ſich nach Ruhe, nach ihrer Auflöſung zu ſehnen. So liegt die hohe Mohnblume, ihre Blätter hat der Wind abgeſtreift, der kalte Regen ihr Haupt gebeugt, ſie liegt zerſtört und erhält weder Saft noch Leben mehr. Iſabella und Beatrice verlieſſen ſie nicht. Beyde waren gefoltert von ihren eigenen Vorwürfen, zerriſſen ihre Herzen von Martern, für welche ſie keine Linderung fanden, für welche ſie keine Ausdrücke hatten, ſie mußten ſie in ſich verſchlieſſen. Iſabella machte ſich den Vorwurf, daß ſie durch ihre Leidenſchaft den Jüngling bey der letzten Zuſamenkunft aufgehalten, er ſich alſo durch dieſe Verzögerung entdeckt habe. Oft übereilte ſie die Wuth ihrer Vorwürfe, der Ausbruch ihres Schmerzens ſo heftig, daß ſie ſich ihrer Schweſter zu Füſſen werfen, und den Vorfall der letzten Nacht bekennen wollte, aber ſie bereute

reute es wieder, da ſie ſah, daß ſie durch dieſes Bekenntniß ohne einen Zweck zu erreichen, ihr den Tod nur früher und ſchrecklicher geben werde. Beatrice klagte ihre Schwäche, ihre zu groſſe Nachgiebigkeit an, beyde beſchuldigten ſich im Geheim des Mordes. Mit harter Mühe beredeten ſie Maria eine Erquickung zu nehmen.

Den dritten Tag erſchien ein Arzt, blaß waren ſeine Wangen und entſtellt ſeine Züge, ſeine Knie wankten, er hatte einen Becher in der Hand; mit ſtockender Stimme näherte er ſich der Kranken, er hatte ſie zuvor ſo oft geſehen in ihrer blühenden Schönheit, itzt ſah er Bläſſe des Todes, und erloſchen faſt jede Spur der unbeſchreiblichen Anmuth; er wurde bey dem Anblick erſchüttert, tief hohlte er Athem, und ſprach die Augen zur Erde niedergeſchlagen dieſe Worte: Prinzeſſin! ich komme auf Befehl des Marggrafen, bringe Ihnen dieſen Trank, er ſoll Ihnen Linde-

rung

rung verschaffen. Ich darf nicht gehen, als bis Sie ihn genommen haben.

Mit schweren Augen starrte ihn Maria an: Der Barbar kann keine Linderung verschaffen, aber ewige Ruhe mag er mir geben. Er hat den ermordet, an dem meine Seele hing, für mich giebt es also weder Linderung noch Trost mehr, auch erwarte ich ihn nicht von ihm. Feiger Vollstrecker der Befehle eines Tyrannen! ich kenne das grausame Geschenk, was Du mir bringst, Du bringst mir den Tod." — Tyrannen trösten diejenigen nicht, die sie unglücklich gemacht haben, sie sind noch menschlich, wenn sie ihnen ohne Folter den Tod geben. — — Gib her, gib mir den Trank, er bringt mir ewige Ruhe! Unerschrocken nahm sie den Becher, ehe Isabella und Beatrice es hindern konnten, auch hatten sie Anfangs nicht den Verdacht, daß Lodoviko in seiner Grausamkeit so weit gehen könne: da aber der Arzt weggewandt

den

den Becher ihr reichend Thränen vergoß, erſtarrten ſie vor Entſetzen, ſie wollten ihr den Becher aus der Hand reiſſen, Maria hatte aber ſchon getrunken. Vergönnt mir die Ruhe rief ſie, da ſie ihre Bemühungen ſah, bald iſt es vollendet!

Sie hatte ſich nicht getäuſcht. Gift war in dem Becher: der ſtolze Marggraf konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ſeine Tochter ſich zu Veskonte herabließ, daß ſie ſeine Hoffnung, eine vortheilhafte Verbindung für den Staat zu treffen, ſo ſchändlich hintergangen habe: er ſchien in eine Art von Wahnſinn zu fallen, wenn er die Folgen dieſer nächtlichen Zuſammenkünfte, welche ſie nothwendig für Maria haben mußten, wenn er dieſe ſeine Schmach und die Entehrung ſeines Hauſes überlegte: er wollte alſo das kränkende Gefühl ſeiner Schmach auf einmal enden und ſeine Rache ſättigen.

Bald durchdrang die unglückliche Maria die Wirkung des Giftes, es wüthete in ihrem Körper, die Lippen wurden blau, die Augen brachen, und die schrecklichsten Bewegungen erschöpften ihre Kräfte, sie reichte ihrer Schwester die kalte Hand, und drückte sie zum letzten Lebewohl; dann gab sie, da sonst Niemand izt zugegen war, der Beatrice den Schlüssel zu dem Kästchen, dessen sie vor ihrer ersten geheimen Zusammenkunft mit Vesconte erwähnt hatte. Sieh, Beatrice ich halte mein Versprechen — noch im Tode deine Freundinn — Weine nicht, messe dir auch keine Schuld bey. Ich habe viel Freude genossen, da aber derjenige nicht mehr ist auf den ich mein Leben einschränkte, so ist der Tod die letzte Wohlthat für mich. Beyde konten nicht reden, sie schluchzten laut. Izt fuhr die kalte Hand des Todes über sie, und endete ihre Leiden. Gott hatte sie auf den sterbenden Lippen und im Herzen Vesconte.

Der

Der unglückliche Vater, da er Kosmus Lodovikus Grausamkeit erfuhr, flüchtete sich aus Mantua; er fürchtete seine Rache könnte auch ihn treffen, wenn er sich der Drohungen erinnerte, welche er in seiner Verzweiflung ihm gemacht hatte. Der Herzog von Mayland wußte ihn zu schätzen und da Galeazzo mit dem Heere abgieng den König von Frankreich wider seine Feinde zu vertheidigen, so mußten ihn Vesconte und Palavicino di Scipione begleiten.

Der Krieg wurde mit vielem Glücke geführt, die Feinde wurden von allen Seiten besiegt. Galeazzo zeigte Unerschrockenheit aber auch seine grausame Gemüthsart. Er fiel in Bourbon ein, er ließ morden und plündern. Das Klaggeschrey der Unglücklichen drang zu Vesconte, er eilte herbey, widersetzte sich mit seinen Soldaten diesen schrecklichen Ausschweifungen. Der stolze Galeazzo, der selbst mit dem Schwerte in der Hand ohne Noth mordete, konnte die-

sen Widerstand nicht ertragen, er verwies Veskonte seine Vermessenheit. Veskonte erwiederte in kaltem Tone: Prinz! wenn man in den Krieg zieht, so räubet und mordet man nicht. Die Tapferkeit besteht nicht in einer wilden Grausamkeit. Uiberwundne zu morden ist keine große Heldenthat. Zwischen Kriegern und Mordbrennern war von je her ein Unterschied. Ich habe manchen blutigen Kampf gekämpft, manchen blutigen Sieg erfochten: aber den Stolzen habe ich gebeugt, den Schwachen immer geschont. Auch hat Ihr Vater Prinz mir und Ihnen Menschlichkeit empfohlen.

Heftig erwieberte Galeazzo: Ein Züchtiger, ein Elender wagt es mir vorzuschreiben!

Schändlich! schrie Veskonte, diese Vorwürfe entehren Sie selbst. So verbittert ein unwürdiger Sohn die Großmuth seines Vaters!

Diese

Dieſe Worte empörten Galeazzo, er ſtürzte mit dem Schwerdt gegen Veskonte. Der Feldherr vertheidigte ſich; er hätte ihm das Schwert in die Bruſt ſtoſſen können: allein er ſchonte ihn wegen des Vaters. Das ganze Heer bewegte ſich bey dieſem Vorfall, die meiſten ſtritten für Galeazzo, nur wenige vertheidigten den Feldherrn. Schnell ſtürzte Palavicino di Scipione herbey, er kam zu ſpät, Veskonte lag in ſeinem Blute. Prinz! was haben Sie gethan, rief Palavicino auſſer ſich, Sie haben einen Mann ermordet, den Sie nicht erſetzen können! Er gab Befehl dem unglücklichen Feldherrn eilends zu Hilfe zu kommen. — Es iſt zu ſpät rief Veskonte, Ihre Groſsmuth rühret mich. Vergebens ſuchte ich dem Tode zu entfliehn, ich fand ihn nicht in Mantua von der Hand des ſtolzen Lodowike, hier muſste ich unrühmlich meine Laufbahn enden, ermordet durch die Hand eines jungen Böſewichts, der einſt

allmächtig seyn wird, ermordet weil ich Wuth und Grausamkeit verabscheue. — Man trug ihn hinweg, untersuchte seine Wunden, er hatte deren mehrere, sie waren tödlich; er starb nach einigen Stunden. Galeazzo verursachte Anfangs dieser Mord Unruhe: denn er fürchtete die Vorwürfe seines Vaters, aber bald fand er Gründe zu seiner Beruhigung.

Der Krieg war geendet, er kehrte nach Mayland zurück. Kaum trat er zu seinem Vater ins Zimmer, so empfieng er ihn mit diesen Worten: denn er war schon von dem Tode des unglücklichen Beskonte unterrichtet. Ich habe Deinen Sieg und Deine Schande zugleich vernommen, Dein Verbrechen ist größer als Dein Muth. So giebst Du mir Beweise, unwürdiger Sohn! wie Du einst über Menschen herrschen wirst? Tiger! Ist Dir das Blut rechtschaffener Männer so feil? Ich schickte Dich mit dem Heere einen König wider seine Feinde zu

ſchützen, aber nicht zu morden, Länder mit Schwert und Feuer zu verheeren. Du ermordeſt einen Greiſen, der ſeine Zuflucht zu mir nahm. So entweihteſt Du die Gaſtfreyheit und entehrteſt zugleich mich. Schweig, Schändlicher! Du haſt keine Gründe Dich zu vertheidigen, als niedern Hochmuth, und deinen wilden Karakter. — So floh der Greis deswegen vor der Rache des Lodoviko, daß ihn der grauſame Sohn des Herzogs von Mayland niederträchtig ermorden ſollte! Früh, ſehr früh verräthſt Du deine grauſame Denkungsart. — Schweig, ich weiß, was Du ſagen willſt, nichtiger Vorwand! er ſoll dich beſchimpft haben. — Fürwahr ein groſſer Schimpf, wenn er Dir vorwarf, daß Du wie ein Mordbrenner, alles verheerteſt und zerſtörteſt! Das ſind Thaten des ewigen Nachruhms werth! So beginnſt Du die Erwartung zu rechtfertigen die man von Dir hat! Gib mir einen ſolchen Mann

wie Bekannte war, und einen ſolchen Mann konnteſt du ermorden, den Du als deinen Lehrer verehren ſollteſt, deſſen Siege die Nachwelt noch lange mit ſtaunender Ehrfurcht ſich erinnern wird! — Ermordet! ſo ermordet, durch meinen Sohn ermordet! Unglücklicher! Warum ſuchteſt Du Hilfe, Rettung bey mir! Konnteſt Du nicht eher ſterben, bevor Du mich mit dieſer Schmach überhäufteſt? Du haſt einen Sohn verloren der eine Schwachheit begieng und für dieſe Schwachheit wurde er grauſam geſtraft; ich habe einen Sohn der ein Unmenſch iſt und er ſteht unerſchrocken vor mir, ſieht mir kühn ins Aug als wenn ihn die Unſchuld ſchützte, und er iſt doch ein Mörder, ein ſchändlicher Mörder. Und Du willſt über Menſchen herrſchen? — Geh, Böſewicht! ich habe noch einen Sohn!

Galeazzo durfte nicht reden, er mußte ſich entfernen. Aber nach einer kurzen Zeit rechtfertigte er ſich mit ſo vielen

Schein-

Scheingründen, daß der ſchwache Vater, den das Alter ebenfalls gebeugt hatte, ihm nicht nur verzieh, ſondern ihn wieder mit einer ſtrafwürdigen Zärtlichkeit liebte wie zuvor, und Galeazzo wußte ſich durch einige Jahre ſo zu verſtellen, daß der getäuſchte Vater ganz beruhigt ward.

Itzt fiel Franceſko in eine gefährliche Krankheit, die Aerzte erſchöpften vergebens ihre Kunſt. Er ſchickte nach ſeinem Beichtvater: er hatte gewöhnlich einen Auguſtiner zum Beichtvater: allein der vorige war vor einigen Tagen geſtorben, der Prior des Kloſters erhielt alſo den Auftrag einen andern aus ſeinem Orden nach ſeiner Einſicht zu ſchicken, welcher von dem Herzog mit aller Bereitwilligkeit angenommen wurde.

Nachdem er das Bekenntniß ſeiner Sünden abgelegt hatte, befahl er dem Prieſter bey ihm zu verweilen. Er rief ſeinen Sohn, damit er den Unterricht, den er ihm geben

würde, zugleich erhalte: der Anblick des Todes sollte seinen Stolz beugen, und ihm das Loos der Menschheit fühlbarer machen.

Galeazzo erschien seine letzten Befehle zu vernehmen, er stand in scheinbar trauriger Stellung bey seinem Vater. Der Herzog erhob die Stimme: Ehrwürdiger! sagen Sie mir, mein Erbe, mein Nachfolger, mein Sohn steht hier in diesem feyerlichen Augenblick einen Unterricht zu erhalten, der bey der Erinnerung an seinen sterbenden Vater ohne Zweifel einen lebhaften Eindruck auf ihn machen muß, sagen Sie mir darf ich hoffen auf die Gnade des Ewigen, oder was soll ich thun mich in diesen wenigen Augenblicken ganz mit ihm zu versöhnen?

Der Mönch erwiederte: Euer Hoheit in dieser Stunde, da die Aerzte selbst nicht mehr schmeicheln, kann man den Grossen die Wahrheit sagen, die sie sonst scheuen. Sie sehen daß ihre fürchterliche Macht itzt

ſchwindet, daß ihre Winke nicht mehr allmächtige Befehle ſind, ſie wollen ſich alſo vor der Angſt ihres Herzens retten, ſich mit der Wahrheit ausſöhnen, die ſie in ihrem Leben nie gehört haben, ſie ſelbſt ſollizt noch ihren Leidenſchaften ſchmeicheln, aber dieſe Kutte ſucht keine Hofkunſt mehr, auch ſieht an Ihrem Sterbbette Ihr künftiger Thronfolger, möge doch ihm die Wahrheit nützen! — Sie fodern Wahrheit, ich will wenigſtens meine Pflicht thun. Sie ſprechen von Ausſöhnung mit der Gottheit — Nicht dieſe wenigen Augenblicke, das ganze Leben eines Chriſten muß der ewigen Wahrheit geweiht ſeyn. Haben ſie Menſchen glücklich gemacht, die Rechte der Menſchheit geehrt, die Tugend nicht unterdrückt, und das Laſter nicht geſchützt, dann haben Sie ſich mit der Menſchheit ausgeſöhnt, alſo auch mit der ewigen Wahrheit. Der Geiſt des Chriſtenthum iſt die Liebe. Wer die Menſchen liebt der

macht

macht ſie ohne Zweifel glücklich. Das Wohl der Menſchheit iſt alſo das erſte Geſetz: denn ſie ſchließt die Liebe zu dem ewigen Weſen nicht aus. Menſchenliebe iſt der Beweis der Liebe, die wir zu Gott tragen. Es ſteht geſchrieben bey Matthäus: Barmherzigkeit will ich, und nicht Opfer — Menſchlichkeit. Wer kann alſo behaupten, daß er Gott liebe, wenn er Menſchen unglücklich macht? Es giebt Verbrechen die durch keine Zermonie können nachgelaſſen werden; es giebt Uebel für welche die Reue eines Augenblicks keine Genugthuung giebt.

Der Herzog. Aber ehrwürdiger Vater! — Wenn die Zeit nicht mehr hinreicht das Uebel zu vergüten, ſo iſt der Vorſatz doch hinlänglich.

Der Mönch. Dieſer Vorſatz war nur zu oft das Brett bey dem letzten Schiffbruch der Böſewichte, ſie machten leicht einen Vorſatz da der Körper ſchwach war,

keine

keine heftige Leidenſchaften ſie mehr beſtürmten. Und was iſt denn jene Reue in der letzten Stunde des Lebens? Es iſt knechtiſche Furcht, innere Betäubung, Seelenangſt ohne Liebe zur Tugend. Macht dieſe knechtiſche Furcht Uebel gut, deren Folgen auf Jahrhunderte wirken? Abergläubiſche oder trügeriſche Prieſter haben die ſchwachen Chriſten hintergangen, ihnen den Weg zur Gnade in der letzten Stunde des Lebens ſo unvorſichtig erleichtert, daß ſie das Leben ohne Sorge für die Zukunft ohne Menſchenliebe, ohne Verehrung jener Tugenden, welche die ewige Wahrheit fodert, zubringen, und nur bey der Annäherung des Todes mit Ingrimm einen Vorſatz faſſen, der nie aus dem Herzen kam, und den ſie allzeit aufgaben, ſobald ſie genaſen. Die Furcht verſöhnt nicht mit der ewigen Wahrheit, ſondern Liebe zu ihr — Beförderung des Menſchenwohls.

Der Herzog. Ich glaube nicht daß dieſe Vorwürfe mich treffen. Ich habe der Menſchheit Loos gefühlt, doch iſt die Laufbahn meines Lebens nicht unrühmlich. Sie wiſſen es nur allzuwohl, Ehrwürdiger! ich war zum Throne nicht gebohren, das Volk, was ſich Anfangs mir widerſetzte, wählte mich in der Folge freywillig. Als Unterthan diente ich meinem Herzog mit Treue und Ergebenheit, als Herrſcher machte ich meine Staaten glücklich, ich ſchützte Philippo auf dem wankenden Throne von Mayland, ich beſiegte ſeine zahlreichen Feinde; Genua nahm ich ein, Lucca ergab ſich, der König von Kaſtilien mußte meine Bedingungen annehmen, Florenz konnte den Lauf meiner Siege nicht hemmen. Venedig, was ſo oft beſiegt, den Krieg wieder begann, wich endlich der Uebermacht. Nach dem Tode des Herzogs rettete ich den Staat von der gänzlichen Auflöſung, ich mußte ſelbſt meine Unterthanen oder vielmehr

mehr den Geiſt der Partheyen beſiegen, dann wählten ſie mich erſt zu ihrem Herrn; ich führe meine Thaten nicht des eiteln Ruhmes wegen an, ſondern daß Sie mich belehren ehrwürdiger Vater, indem ich Rechenſchaft vor Ihnen ablege, ob ich mich der göttlichen Barmherzigkeit nicht ganz unwerth gemacht habe?

Der Mönch. Ihre Thaten ſind groß, der Name Sforza hat der ganzen Welt Ehrfurcht eingeflößt; aber ach die rauſchenden groſſen Thaten ſind nicht immer groß in den Augen des Menſchenfreunds. Es iſt ohne Zweifel eine große Kunſt zu ſiegen: aber noch eine gröſſere das Blut der Menſchen zu ſchonen: Menſchen ſtatt ſie zu würgen zu verſöhnen, Haß und Zwietracht zu erſticken. Die Eroberung eines ganzen Landes trocknet die Thräne der Mutter nicht, welche ſie über den Tod ihres einzigen Sohnes weinte, das Leben eines Menſchen iſt mehr werth als Jahrhunderte

voll Ruhm und Sieg. Das Chriſtenthum befiehlt uns Menſchen zu ſchätzen, ſo verträgt ſich dann das Chriſtenthum mit dem Wohl des Staates. Die Tugenden des Chriſten ſind Verläugnung, Sanftmuth, ſtille Größe. Wie unterſcheiden ſich dieſe Tugenden von den falſchen Tugenden der Eroberer, welche die Welt verwüſten, nur Krieg ſuchen, Nazionen die Ruhe rauben, weil der Ehrgeiz ſie nicht ruhen läßt! Iſt der Vermittler nicht nützlicher als der Kampf ſucht, nützlicher nicht derjenige der den Frieden bringt, als der Verderben verbreitet? Wie können denn die Großen behaupten, daß ſie ſich zum Evangelium bekennen, wenn ſie die ſanfte Lehre des Evangelium nicht ehren? Iſt nicht jene edle Verläugnung, welche ohne eitels Gepräng das Glück der Menſchheit befördert, keine verheerende Größe zum Gegenſtand hat, nicht der auszeichnende Vorzug des Chriſtenthum? Durften Euer Hoheit ſich nie

den Vorwurf machen, daß Sie mehr den Ruhm Ihres Namens als das Wohl der Menschheit suchten. Haben Sie den Krieg vermieden, wo Sie ihn vermeiden konnten. Waren die beleidigten Rechte der Nazion und nicht vielmehr Ihre gekränkte Eitelkeit die Ursache des Angriffs. — Ihr Herz muß Ihnen diese Fragen beantworten. Dahin dringt kein Priester.

Der Herzog. Ehrwürdiger Vater, schnell und schrecklich fährt der Blitz der Wahrheit über mich. Du der Du vor mir stehst mein Sohn und Nachfolger, höre mein Bekenntniß, höre die Stimme der Menschheit, vernimm dieses innerste Gefühl welches nicht täuschet, da der Sturm der Leidenschaften sich gelegt hat, möchte es deinen Stolz beugen! Es ist nur allzuwahr, oft konnte ich die Uebel des Krieges vermeiden: aber meinem Stolze gefiel keine Verläugnung, wenn auch das Wohl der Nazion sie foderte; so viele tausende

wären erhalten worden, wenn der Name des Heiden in meinem Ohre nicht so süß ertönt, wenn nicht der Gedanke mich fürchterlich zu machen, mich dahin gerissen hätte; es ist nur allzuwahr, daß ich oft das für das Wohl der Nazion auslegte, was ich zu meinem Vortheile einzig unternahm. Ach nie, nie Ehrwürdiger! hat man mir den Einfluß des Evangelium auf Menschenwohl, auf Staatstugend gezeigt, nur Zeremonien Kirchengebräuche mir eingeprägt, und meinen Verstand durch einen Schwall von Worten, für welche ich nie einen Sinn hatte, betäubt. Sie sind der erste, der mir den Geist des Evangelium, ach zu spät enthüllte — Erinnere Dich dieser Lehren mein Sohn! Du hast Zeit sie auszuüben. Gieb Deinem Vater Linderung und Trost, erleichtre Ihm seine Schuld, indem du das befolgst, wovon man mich zu spät unterrichtete. Du wirst gegen diese väterliche Aufforderung nicht gefühllos seyn?

Gallenzo machte die feyerlichſten Betheurungen, doch unwillig warf er einen Seitenblick auf den Prieſter.

Der Mönch ließ ſich durch dieſen Ausbruch des Unmuths nicht ſtören, er fuhr mit ernſtem Anſtand fort. Euer Hoheit haben mich berufen Wahrheit zu reden, und ich habe ſie geredet. — Aber erlauben mir Euer Hoheit die Frage, haben Sie immer die Wahrheit wider die Verläumdung geſchützt? haben Sie nie zugegeben, daß man einen rechtſchaffnen Mann verfolgte weil er die Wahrheit ſagte?

Der Herzog. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich je ein ſolches Verbrechen begieng.

Der Mönch. Es iſt gemeiniglich das Verbrechen der Groſſen, daß ſie ſich ſo ſelten zu erinnern wiſſen, wenn ſie übels thun. — Was muß die erſte Sorgfalt eines Vaters ſeyn, welcher Herrſcher eines Volkes iſt? Ohne allen Zweyfel die Bildung desjeni-

gen der ihm folgen ſoll. Seine Pflicht iſt Männer zu wählen welche den Betrug verabſcheuen, es muß ihnen erlaubt ſeyn dem künftigen Herrſcher die Wahrheit zu ſagen. Wenn ihn einmal das unüberſehbare Heer der Schmeichler belagert hat, dann iſt ſeine ſchwache Seele nicht mehr zu retten. Wie! bedarfen Prinzen keines Unterrichts? Und wenn ſie ihn bedürfen, warum ſoll man ihnen die Wahrheit nicht ſagen?

Der Herzog. Hätt ich mich wohl dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht?

Der Mönch. Was that Piatto?

Der Herzog. Piatto!

Galeazzo. Nun Piatto —

Der Herzog. Seine Grundſätze waren empörend!

Der Mönch. Die Wahrheit iſt immer empörend für den der ſie nicht hören will.

Galeazzo. Mönch! Sie werden vermeſſen.

Der Mönch. Man hat mich hieher berufen die Wahrheit zu ſagen, man iſt nicht vermeſſen wenn man ſeine Pflicht thut. — Und was war das Verbrechen des Piatto? Er ſagte die Wahrheit.

Der Herzog. So hat man mich hintergangen!

Der Mönch. Schändlich hintergangen! — Man hat ihn verkoſſen, nicht einmal den nöthigſten Unterhalt ihm gegönnt. — Wenn dieſe Worte die ich hier ſprach, Worte der Wahrheit ſind, wenn ſie nicht für Aufruhr und Empörung können gedeutet werden, ſo iſt Piatto ſo unſchuldig wie ich; ich kenne Piatto, er liebt die Menſchen, ſpricht unerſchrocken die Wahrheit: aber liebt nicht Aufruhr und Empörung.

Der Herzog. Wohl mag man mich hintergangen haben! — auch wußte ich nicht, daß man ſo grauſam mit ihm verfuhr. — Wo wird der Unglückliche wohl

herumirren. Prieſter des Herrn, ſo entdecken Sie mir ſeinen Aufenthalt ich will ihm das Unrecht zehnfach vergüten. Ich mache ihm jeden Erſatz den er fodert.

Der Mönch mit Würde. Platto verlangt für ſich keinen Erſatz er bedarf keiner Güter mehr: die Fürſten mögen ihre Huld andern ertheilen, ſeine Armuth iſt freywillig, ſie macht ihn unabhängig von Fürſtengunſt.

Der Herzog. Nein er ſoll wieder an meinem Hofe erſcheinen

Der Mönch. Wenn er gerufen wird, kömmt er, ſagt die Wahrheit und geht. An den Höfen zu verweilen iſt nicht mehr ſeine Sache.

Der Herzog. Wird er mir je vergeben?

Der Mönch. Er vergiebt ſeinem ſterbenden Fürſten in dieſem Augenblick.

Der Herzog. So iſt der Mann ſo tugendhaft! — Ich muß ihn vor meinem Tode noch ſprechen.

Der Mönch. Sie sprechen ihn in diesem Augenblick, dieser Piatto den man als einen Verräther brandmarkte, weil er die Wahrheit sagte, dieser Piatto bin ich.

Der Herzog. Piatto!

Galeazzo. Piatto!

Der Herzog. Und ein Mönch!

Der Mönche Ja ein Mönch! der die Kutte gewählt hat ein ehrlicher Mann zu bleiben. Man nenne es Menschenhaß, man nenne es Gleichgültigkeit, ich hatte keinen Wunsch mehr der mich bestürmte: vergebens, hatte ich den süssen Irrthum gehegt die Menschen besser und klüger zu machen, man nannte mich selbst unklug, machte mich zum Aufwiegler zum Böswicht, weil ich die Wahrheit und die Menschen von ganzem Herzen liebte; es kränkte mich, noch gab ich den Vorsatz nicht auf; Schmähungen übertrug ich, und dem Hasse suchte ich durch meine gute Absicht zu entgehen, ich verlor meinen Unterhalt; der Undank

nagte an meinem Herzen, Thränen der Verzweiflung entstürzten meinen Augen. Ich hatte den süssesten Wunsch aufgeben müssen, meinen harten Kampf ausgerungen, für mich hatten die Güter der Erde keine Reize mehr. Was für ein Gut kann uns noch fesseln, wenn man die Wahrheit aufgeben soll! Ich sehnte mich nach Ruhe, ich wählte das Kloster. Diese Kutte achtet weder Schmach noch Undank, sie erlaubt mir die Wahrheit zu sagen und schützt mich vor Hunger und Kälte. So erwarte ich den Tod den ich nicht fürchte.

Der Herzog. So vergeben Sie mir meine Ungerechtigkeit, großmüthiger Mann! Sieh mein Sohn ein Beyspiel der Ungerechtigkeit was ich gab, ahme es nicht nach. Wer etwas beschließt, ohne den Beklagten gehört zu haben ist allzeit schuldig, weñ er auch durch einen Zufall einen gerechten Ausspruch thut. — Komm näher Galeazzo, komm näher mein Sohn; auch du hast ein gleiches Verbre-

chen

chen begangen. Warum haſt Du ihn nicht wider die Verläumdung geſchützt. — Du warſt zwar nicht ſelbſt ſein Ankläger: aber Du haſt die Anklage begünſtigt und mich einem grauſamen Argwohn überlaſſen. Er ſteht vor Dir. Gib mir die Genugthuung, und bitte ihm das Unrecht ab, was er durch Deine Schuld litt.

Galeazzo. Ich? —

Der Herzog. Du mein Sohn!

Galeazzo. Ich! — einem Mönche! Nimmermehr! Mit einem verächtlichen Blick maß er Piatto vom Scheitel bis zur Ferſe und gieng trotzig aus dem Zimmer

Der Herzog. Was iſt das! Wie mein Sohn! hat der Vater, hat der Sterbende ſo wenig Gewalt über ihn!

Der Mönch. Das mag der Vater und Herzog verantworten.

Der Herzog. Verwunden Sie meine Seele nicht weiter, dieſe Vorwürfe ſind

bitterer als der Tod. — Weh mir! O Mayland! O mein Volk!

Er seufzte tief und verstummte, der Kummer nagte sichtbar an seiner Seele, er schloß die Augen und schien sich nach Ruhe zu sehnen. Piatto gieng also. Kaum hatte er sich aus dem Zimmer des Herzogs entfernt, so fuhr ihm Galeazzo wüthend entgegen. Vermeßner Mönch! Wer berief Dich hieher die Ruhe des Sterbenden zu stören. Das sind eure Werke, Werke der Finsterniß, wenn die Schrecken des nahen Todes einen Weisen zum Narren und einen Helden zum Feigen umschaffen; dann sucht Ihr Eure Rechte geltend zu machen, welche der Aberglauben unterstützt, und rühmt Euch mit Bekehrungen. Ich verbiethe Euch und allen Kuttenträgern je den Hof wieder zu betreten oder — oder meinen Vater wieder zu beunruhigen.

Gelassen erwiederte Piatto. Ich bin nicht aus freyer Wahl gekommen, man

hat mich gerufen. Der Eigennutz kann mich nicht täuschen die Höfe der Fürsten zu suchen, diese Kutte, oder meine Philosophie darf nicht um Gunst buhlen: unterdessen glaube ich, dürfte ein Prinz wohl die Wahrheit hören, wenn sie auch ein Mönch sagt, wie sehr fürchte ich, daß er Leute hören wird, die weniger Erfahrung und Rechtschaffenheit besitzen, als dieser verächtliche Mönch. Er sprachs und ohne Furcht und Tadel gieng er seine Wege. Seine Unerschrockenheit mit so vieler Rechtschaffenheit vereint hatte Galeazzo betäubt, er mußte ihn achten, wenn er ihn auch haßte.

Des andern Tags vergrösserte sich das Uebel; matt und gänzlich niedergebeugt schickte der Kranke noch einmal nach Plato, er kam ihm Trost und Lindrung zu geben. Er schien seiner Auflösung nahe, die Augen waren erloschen, tiefer namenloser Gram hatte sich auf die Stirne gelagert, er sprach kein Wort und lag ohne

Er-

Erinnerung der Dinge die um ihn herum vorgiengen, endlich erhob er ſich mit vieler Heftigkeit und rief wehmüthig, mein Sohn! — Galeazzo war alſo der letzte Gedanke der ihn beſchäftigte. Kaum hatte er es ausgeſprochen ſo ſtarb er.

So ward alſo Maria Galeazzo Sforza durch das Recht der Nachfolge Herrſcher von Mayland.

Kaum hatte er den Thron beſtiegen, kaum waren die gewöhnlichen Feyerlichkeiten geſchloſſen, ſo zeigte auch Galeazzo ſeine grauſame Denkungsart ſchon; er fällte Urtheile, welche ſich auf kein Geſetz gründeten ſondern nur von ſeiner Willkühr abhingen. Sie waren nicht ſelten grauſam und lächerlich zugleich, ſo verurtheilte er, unter ſo vielen Fällen nur einen anzuführen, einen Menſchen der einen Haſen geſtohlen hatte, den Haſen mit dem Felle zu verzehren, welches Urtheil den Tod des Unglücklichen verurſachte. Er ſprach zierlich, war

beredsam und witzig. Sein Muth und Unerschrockenheit bey den grösten Gefahren unterlagen nicht dem geringsten Verdacht: aber durch sein willkürliches Verfahren hob er allen Begriff von Recht und Unrecht auf. Seine Unterthanen drückte die Last der Abgaben, er haßte den Adel weil er ihn fürchtete, das Volk unterdrückte er, dem Priesterstande nahm er ihre Reichthümer, er kürzte ihren Despotismus, weil er sich mit seiner Alleinherrschaft nicht vertrug. Er erinnerte sich noch mit Verdruß, wie Platte als Mönch im Angesicht seines Vaters ihm getrotzt hatte, wie Francesko von ihm forderte, daß er dem Mönche eine feyerliche Erklärung machen sollte. Diese Erinnerung fachte seinen Groll wider die Priester an. So hat oft eine kleine Begebenheit, ein zuvor unbedeutender Zufall in der Folge einen Einfluß auf einen ganzen Stand und endlich auf den Staat selbst.

Die Prieſter verhehlten ihr Mißvergnügen nicht, ſie wiegelten das Volk im Geheim auf, ſprachen von der Religion, welche Gefahr leide und nannten den neuen Herzog einen Ketzer. Er hatte ihnen nur den Ueberfluß abgenommen, er hinderte ſie nicht im geringſten ihren Gottesdienſt auszuüben: aber die Reichthümer der Prieſter ſchienen mit ihrer Religion in einem Zuſammenhange zu ſtehen, den keine weltliche noch geiſtliche Macht zu heben ſich ungeſtraft unterſtehen dürfte.

Unter andern reihten dieſe Neuerungen des Herzogs die heilige Wuth des Kardinals Pietro, er war ein laſterhafter Mann, *man wußte daß er keine* Religion habe, und doch raſete er unter dem Vorwand der Religion wider Galeazzo. Seine Verbrechen waren ganz Mayland bekannt, und doch verſtand er die Kunſt über die Gemüther zu herrſchen und einen unwiſſenden Pöbel zu feſſeln. Nachdem er ſeine Ver-

redſamkeit bey allen Ständen erſchöpft, und jede Art der Verführung gebraucht hatte, beſchloß er um kein Mittel unverſucht zu laſſen, den Aberglauben, welcher den Deſpotismus und die Reichthümer der Prieſter begünſtigt, mit dem Staatsvortheile und der Sicherheit des Regenten zu vereinen, alſo aus politiſchen Gründen den Herzog zu bewegen, die Güter der Kirche ſich nicht anzumaſſen, ſo die Ehre des Prieſterſtandes, den Staat und ſich ſelbſt zu ſichern.

Galeazzo wunderte ſich nicht wenig, da der Kardinal ſich bey ihm melden ließ. Er wußte, daß er ihn haſſe. Der Kardinal trat mit ekliſcher Demuth ein, er neigte ſich tief. Galeazzo kam ihm entgegen. Nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen ſprach der Herzog lächelnd. Ihr Beſuch kömmt mir ſo unerwartet. Ohne Zweifel wird Sie ein auſſerordentlich wichtiges Geſchäft zu mir führen, ein ganz beſond-

ſondrer Fall: denn aus welcher Urſache könnten Sie ſonſt Kardinal! einem Feind der Kirche Ihren Beſuch gönnen.

Ich komme zu dem Herzog von Mayland, erwiederte der Kardinal unmuthig, was den ganzen Staat betrift, iſt doch äuſſerſt wichtig. Ich kenne in der Perſon Euer Hoheit keinen Feind der Kirche —

Der Herzog. Da hatten Sie ſchnell Ihre Meynung geändert.

Der Kardinal. Eher einen Feind des Staates, Ihres Ruhms und Ihrer Sicherheit.

Der Herzog. Noch unbegreiflicher!

Der Kardinal. Der Staat und die Religion ſind zugleich in Gefahr.

Der Herzog. Nein Kardinal, es trift nur die Reichthümer müſſiger Prieſter.

Der Kardinal. Der Staat kann ohne Religion nicht beſtehn.

Der Herzog. Und die Religion fodert —

Der Kardinal. Daß man den Prieſter ehre.

Der Herzog. Daß man den heiligen Müſſiggang bereichere.

Der Kardinal. Euer Hoheit belieben in Erwägung zu ziehn, das Volk muß den Prieſter ehren; denn in dem Prieſter ehrt es die Religion: wie aber kann ein ſinnliches Volk den Prieſterſtand achten, wenn er verächtlich und arm iſt. — Gott! wie kann da Religion beſtehen!

Der Herzog. Durch Ueberzeugung.

Der Kardinal. Euer Hoheit ſind in einem gefährlichen Irrthum.

Der Herzog. Wie ſo?

Der Kardinal. Die Religion muß ſich nach dem Bedürfniß des Staates richten.

Der Herzog. So giebt es denn keine wahre für alle Zeiten anwendbare Religion?

Der Kardinal. Sie meinen das Chriſtenthum?

Der Herzog. So glaubte ich.

Der Kardinal. Euer Hoheit im Vertrauen zu gestehn. Ich habe keine Religion.

Der Herzog. Das wäre doch sonderbar für einen Kardinal.

Der Kardinal. Und Euer Hoheit haben eben so wenig Religion.

Der Herzog. Sie wissen, wie ich denke.

Der Kardinal. Ich sehe, wie Sie handeln.

Der Herzog. Erklären Sie sich.

Der Kardinal. Ich weiß, was Ihr Vortheil fodert.

Der Herzog. Noch versteh ich Sie nicht.

Der Kardinal. Das Christenthum, das wahre Christenthum, wie der verwegne Mönch Piatto den vorigen Sonntag öffentlich gepredigt hat, ist die Liebe unsrer Mitmenschen, diese Religion befiehlt unsern

Lei-

Leidenſchaften, unſern Stolz, unſern Privat-Vortheil zu unterdrücken, ſie führt die Menſchen zu einer rührenden Gleichheit, wie ſie unter Brüdern beſtehen ſoll; ſie verbiethet den Deſpotismus des Regenten, wie die Reichthümer der Prieſter. Sie befiehlt Verläugnung, Nachgiebigkeit; ſie befiehlt dem Herrſcher, alle Menſchen gleich zu ſchätzen, ſie nicht ſeiner eiteln Größe aufzuopfern. Ich glaube, ich habe genug geſagt. Euer Hoheit begreifen leicht, daß dieſe Religion uns wenig Vortheil verſchaffe, der Aberglaube iſt uns viel günſtiger. Der Pöbel, den das Einfache einer Religion nicht rührt, muß durch äußern Glanz, durch blendende Größe getäuſcht werden, dann wird er das für Religion annehmen, was ihm der Prieſter im Einverſtändniß mit dem Fürſten dafür geben will. Nimmt man dem Chriſtenthum den äußern Glanz, ſo werden ſie bald eine Religion verachten, welche ſich nicht durch

Gepräng auszeichnet. — Euer Hoheit ſehen die Folgen dieſer nachtheiligen Veränderung. Das Volk welches keine Feſſeln mehr fühlt, löſt die Bande der Geſellſchaft auf; da es für ſeine Mühſeligkeiten hienieden in einem andern Leben keinen Erſatz mehr hofft, ſo will es in dieſem Leben ſich ſchadlos halten; es wird ſeinen Nacken nicht unter die willkürliche Macht eines Deſpoten beugen, noch den Uebermuth der Großen ertragen. — Nein! Euer Hoheit haben ſich ſehr getäuſcht, da ſie den Aberglauben verachten, und die Macht des Prieſterſtandes einſchränken. Vereinigen Sie ſich vielmehr mit uns, ein unbändiges Volk zu feſſeln. Durch die Macht der Religion niedergebeugt, wird es geduldig leiden, und froh ſterben; aber es muß in dem Prieſter den untrüglichen Vollſtrecker und Deuter der Befehle von oben verehren, durch den Glanz der Biſchöfe und Vorſteher der Kirche, durch Ueberhäufung der Zie-

remonien und durch einen ſinnloſen Schwall von Worten in der Gedankenloſigkeit erhalten werden: durch dieſe Gedankenloſigkeit herrſcht der Deſpot und der Prieſter zugleich. Iſt es nicht ein großer ein unläugbarer Vorzug des Aberglaubens, daß er den Muth erſtickt, die Seele niederbeugt und den Menſchen ſittenlos macht, indem er ſeine Verbrechen durch Zeremonien tilgt? Ein niedergebeugtes, dummes Volk, ohne Sitten, welches vor ſeinem Gotte zittert wie vor ſeinem Herrſcher, wird ſich nicht empören: es wird ſich noch ſeiner Leiden freuen, weil ſie ihm Gelegenheit geben, hier für ſeine Verbrechen, welche doch meiſtens Folgen einer ſchlechten Staatsverwaltung waren, zu büſſen; da es keine Sitten hat, ſo wird es ſein Elend durch Ausſchweifungen nur betäuben. Die Fürſten verkennen alſo ihren eignen Vortheil, wenn ſie den Prieſter unterdrücken. Erwägen Euer Hoheit, und drücken Sie tief ins Gemüth,

was ich izt sagen werde, es ist ein Gedanke reifer Ueberlegung werth. Ich gebe es zu, daß der Priester despotisch herrsche, da sein Despotismus sich immer auf unbedingte Befehle von oben beruft: ich will noch zugeben was ich nicht läugnen kann, daß dieser Despotismus, wenn er von Rom ausging, den Herrschern selbst furchtbar wurde. Aber welchen Herrschern wurde er furchtbar? Jenen, welche schwach genug waren, die Bande aufzulösen, welche das Volk an den Priesterstand fesselten; die Priester haben sich nie den Fürsten widersetzt, sie haben selbst ihren Druck geheiligt, so lange sie ihnen nicht ihr Ansehen zu rauben suchten. Und kann man uns tadeln, daß wir unsre Rechte behaupten; da wir einmal im Besitze derselben sind, da sie durch so viele Jahrhunderte als heilig und unverletzlich galten, da ihr Ursprung selbst von dem Ausspruch des Höchsten hergeleitet wird? Kann der weltliche Despotismus stärkere

Grün-

Gründe für ſeine Verjährung anführen? Noch glaube ich nicht übergehen zu dürfen, was die Folge unläugbar beweiſen wird. Bemüht ſich der Fürſt das Volk aufzuklären, vernichtet er den Deſpotismus des Prieſters, dann wird das Volk ſchnell aus der Gedankenloſigkeit erwachen, ſeine Seele erheben; und gewöhnt zu denken, wird es bald, hat es einmal die furchtbare Macht des Prieſters vernichtet, gleiche Rechenſchaft von ſeinen Fürſten fodern, ſie mögen dann ſehen, wie ſie der Wuth eines aufgebrachten Volkes entgehen, dem ſie vergebens ſagen werden, leidet, ſterbet, und hoffet Glückſeligkeit in einem andern Leben. Das können aber wir ſagen, und wir ſagen es mit Wirkung, ſo lange ſie uns glauben. Sehen Euer Hoheit alſo wie ſehr der Glaube an uns Ihnen Sicherheit und Ruhe verſchaft.

Der Herzog. Sie ſind ſo beredſam wie Cicero und ſo verſchlagen wie ein Phariſäer. Ich habe Ihrer langen Rede nichts entgegenzuſetzen, als daß Sie ihren Vortheil gut verſtehen. — und ohne Ihnen ein Kompliment zu machen, Sie ſind ein feiner Betrüger und ein Böſewicht aus Grundſätzen.

Der Kardinal. Euer Hoheit überhäufen mich mit Schmeicheleyen.

Der Herzog. Aber im Ernſte, Kardinal! hoffen Sie nicht ſelig zu werden?

Der Kardinal. Eine gleiche Frage mach ich Euer Hoheit.

Der Herzog. Sie müſſen das Fach beſſer verſtehen. — Geben Sie mir einen guten Rath.

Der Kardinal. Hier zeigt ſich, wie nothwendig der Prieſter iſt. — Reue und Vorſatz in der letzten Sterbſtunde verſöhnen den Sterbenden nach dem Chriſtenthum mit der Religion, und die Losſprechung des Prieſters führt ihn zum ewigen Leben.

Der Herzog. Auf dieſe Art kann man ja lange Zeit ungeſtraft und ohne Furcht ein Böſewicht ſeyn?

Der Kardinal. Iſt Verzweiflung nicht ein Verbrechen, welches allein nicht nachgelaſſen wird? ſo darf alſo der Menſch in keinem Falle verzweifeln. Es iſt eine Glaubenslehre, daß alle Verbrechen ohne Unterſchied nur die Verzweiflung nicht nachgelaſſen werden. Euer Hoheit dürfen alſo, wenn ſie als Chriſt ſterben wollen, nicht im geringſten an der Vergebung ihrer Sünden zweifeln. An Reue und Vorſatz und an einem Prieſter wird es Ihnen nicht mangeln.

Der Herzog. Das wäre ſehr bequem, es könnte mich eine kleine Furcht anfallen, wenn mich der Tod ſo überraſchte; aber Kardinal! ich berufe mich auf Sie.

Der Kardinal In jedem Falle.

Der Herzog: Wie denken Sie denn zu ſterben.

Der Kardinal. So wie ich gelebt habe.

Der Herzog. Das wird nicht sehr auferbaulich seyn.

Der Kardinal. Kümmert mich wenig. — Aber auf den Stoff unsrer Unterredung zu kommen. Haben Euer Hoheit meine Gründe in Erwägung gezogen?

Der Herzog. Ich will sie überdenken. — Besuchen Sie mich bald wieder, Kardinal! Von Ihnen kann ich lernen.

Der Kardinal. Diese Versicherung ist sehr zweydeutig.

Der Herzog. Wir kennen uns beyde sehr gut. — Aber im Ernst Kardinal! machen Sie mir keinen Verdruß. Ich bin Herzog. (Bey diesen Worten neigte er sich, und der Kardinal gieng.)

Galeazzo faßte sehr gut den Sinn der Rede des Kardinals: aber sein unerschrockner und zugleich übermüthiger Karakter nahm in keiner Rücksicht einen Rath an.

Er

Er fuhr fort die Prieſter einzuſchränken und die Güter der Kirche an ſich zu ziehen. Er ſprach dem Kardinal Pietro Hohn, wenn er es wagte ihm Vorſtellungen zu machen. So kränkte er alle Stände, und der allgemeine Haß traf ihn. Das Volk ſeufzte unter einer Laſt, welche es nicht mehr ertragen konnte. Seine Macht war ſo willkürlich, daß ſie alle Begriffe von Recht und Unrecht aufhob, die Zahl der Mißvergnügten wuchs mit jedem Tage. Der Kardinal fuhr fort die Gemüther zu empören, da Galeazzo ſein Betragen nicht änderte; er eiferte bey jeder Gelegenheit unter dem Vorwand der Religion; und die Schwärmer folgten ihm mit verbundnen Augen; ſeine untergebnen Prieſter reizten das Volk durch ihre Predigten, ſie benützten den Beichtſtuhl die Unterthanen zu verführen.

Der Herzog aufgebracht durch ſeine Kühnheit, ließ ihn zu ſich rufen; da der Kardinal in dem Vorzimmer ſtand, und

ſich von dem Kammerdiener melden ließ, kam ihm der Herzog zornig entgegen und ſprach laut, daß es alle hörten, zu ihm: Verwegner Pfaff! ich laſſe Dich hängen, wenn du in Deinem Uebermuth fortfährſt! Der erſchrockne Kardinal wollte ſich vertheidigen: allein der Herzog ließ ihm keine Zeit, ſondern entfernte ſich in aller Eile.

Vor Schaam und Verwirrung konnte der ſtolze Prieſter ſich kaum faſſen; alle Augen waren auf ihn geheftet, er ſtürzte wüthend nach Hauſe, die Rache erbeutete ſeine ungeſtüme Seele, er ſchwur dem Herzog Verderben. Die Drohung des Deſpoten hatte ſeinen Haß angefacht und ihn nur behutſamer gemacht.

Galeazzo verachtete den Zorn des Kardinals, ſo wie er überhaupt wähnte das Volk ungeſtraft verachten zu dürfen. Die Menſchheit war ihm unbedeutend, und die Klagen ſeines Volkes hielt er keiner Aufmerkſamkeit werth. Allein das Maß der

Un-

Ungerechtigkeit war voll; es mangelte kein Tropfen mehr. Die Häupter der Mißvergnügten machten eine geheime Verschwörung wider ihn. Palavicino di Scipione, verband ſich mit den vornehmſten des Adels, ſie ſchwuren feyerlich einen Bund wider den Tyrann: da jeder des andern Denkungsart hinlänglich kannte, ſo entdeckten ſie ſich zu gleicher Zeit ihre Abſicht.

Palavicino di Scipione hatte eine einzige Tochter, die er zärtlich liebte, ſie hieß Kornelia. Sie war Maylands Stolz, der Schimmer ihrer Schönheit entzückte die edelſten Jünglinge. Reizend war der Wuchs ihres Körpers, und jeder Zug verrieth eine groſſe Seele. Palavicino di Scipione nannte ſie den Troſt ſeiner grauen Haare, ſeine Seele hing ganz an ihr, ſie erwiederte mit kindlicher Liebe die väterliche Zärtlichkeit. Sanſeverino ein edler Jüngling kam öfters zu ihrem Vater. Kornelia ſah ihn, und bald verrieth ſich ihre

Lei-

Leidenſchaft. Sanſeverino ergriff jede Gelegenheit ihr ſeine Hochachtung zu zeigen: von Liebe wagte der Mund nicht zu ſprechen, aber das ſchmachtende Auge, die verſtohlnen Blicke ſprachen dafür.

Palavicino di Scipione entdeckte leicht aus dem Betragen ſeiner Tochter, daß Sanſeverino ihren Herzen nicht gleichgiltig ſey. Jeder Tag vereinte ſie feſter, Kornelia ward minder zurückhaltend; aber noch wagte der Jüngling das Wort Liebe nicht. Der ſcharfſichtige Vater rief ſeine Tochter: zärtlich ſprach er: Kornelia! ich ſehe Dich öfters mit Sanſeverino ſprechen.

Kornelia erröthete.

Pal. di Scipione. Du weißt, ich bin ein zärtlicher Vater, verläugne Deine Empfindung nicht. Gefällt Dir Sanſeverino?

Kornelia. Sanſeverino! — Sie haben mich gelehrt aufrichtig ſeyn, Trug und Verſtellung zu haſſen, ja mein Vater! ich liebe ihn. Es hängt von Ihnen

ab

ab meine Liebe zu billigen oder zu mißbilligen.

Pal. di Scipione. Und wenn ich diese Liebe nicht billigte —

Kornelia. O mein Vater!

Pal. di Scipione. Haſt Du ihm Deine Liebe entdeckt?

Kornelia. Vielleicht ward das Herz zum Verräther!

Pal. di Scipione. Liebt Sanſeverino Dich? Hat er Dir eine Erklärung gemacht?

Kornelia. Keine: aber ich weiß, daß er mich liebt.

Pal. di Scipione. Wie kannſt Du es denn wiſſen, mit dieſer Zuverſicht behaupten?

Kornelia. Sie können das fragen, mein Vater!

Pal. di Scipione. Verdient er auch Deine Liebe?

Kornelia. Das ſoll der Ausſpruch eines Vaters beſtimmen!

Pal. di Scipione. Du ſagſt recht! der Ausſpruch eines Vaters der Dich zärtlich liebt, den nichts mehr an die Welt feſſelt als ſeine Kornelia. — Meine Tochter! nie wird ein Vater wie ich Dich zwingen, Dein Gefühl zu verläugnen. Ich verdiene Dein Zutrauen, ich war ſtäts Dein Vater und Dein Freund. — Komm an meine Bruſt, Kornelia! — meine Tochter! die Quelle meines Lebens iſt verſiegt, ich habe nur Dich mehr. (er küßt und umarmt ſie) — Du wirſt meinem Herzen immer theurer. — Meine Kornelia! es war eine Zeit, da meine väterliche Empfindung durch keine andre getheilt wurde, da ich auf Dich mein ganzes Seyn einſchränkte.

Kornelia. Beſter Vater! Schränken Sie noch wie zuvor ungetheilt ihre Sorgfalt auf Ihre Tochter ein. Genieſſen Sie des Lebens, laſſen Sie ſich nicht vom geheimen Gram verzehren, ich will mich von Ihnen nicht trennen, ich ſchränke al-

les auf Ihren Beyfall: ein, ſelbſt dieſes Herz ſoll ſich verläugnen, wenn ich die warnende Stimme meines Vaters höre. Warum ſind Sie denn nicht mehr ſo glücklich als Sie einſt waren? Düſtre Schwermuth umwölkt Ihre Stirne; Ihr Blick iſt nicht mehr ſo heiter — Und dieſer Ton, in dem Sie ſprechen, iſt ſo innig, ſo tiefrührend.

Pal. di Scipione. (Weggewandt) O Mayland! O mein Vaterland!

Kornelia. Sie verſchlieſſen mir Ihr Herz. — Welche Bewegung!

Pal. di Scipione. Sag mir, Kornelia! Du haſt doch oft mit dem Herzog geſprochen?

Kornelia. Oft nicht, mein Vater!

Pal. di Scipione. Er ſprach doch das letzte Mal vertrauter mit Dir?

Kornelia. Ich habe ſeinen vertraulichen Ton mit Zurückhaltung erwiedert.

Pal. di Scipione. So ſprach er doch vertrauter und freyer als er ſonſt ſprach?

Kornelia. Sollte Sie dies beunruhigen!

Pal. di Scipione. Und Du hörteſt ihn an?

Kornelia. Nicht mit Wohlgefallen, mein Vater! ich entfernte mich, ſobald es der Wohlſtand erlaubte.

Pal. di Scipione. Und was ſagte der Herzog?

Kornelia. Der Herzog —

Pal. di Scipione. Was ſagte der Herzog?

Kornelia. Es waren blos Scherze, Komplimente, bey denen er gewiß nichts dachte.

Pal. di Scipione. Du kennſt den Herzog nicht.

Kornelia. Deßwegen will ich ihn meiden.

Pal. di Scipione. Ich kenne Dich, Kornelia! Du biſt meine Tochter!

Hier

Hier brach er das Gespräch ab. Er hatte seit einer Zeit bemerkt, daß Galeazzo mit dem Auge der Begierde die Reize seiner Tochter zergliedre; er fürchtete zwar von Kornelia keine Uebereilung, welche sie entehren könnte; doch entsetzte er sich vor dem Gedanken, daß Galeazzo kein anders Recht kenne, als die Uebermacht und seine wilde Leidenschaft. Bey den Uebeln, welche die Menschheit trafen, bewegte sich das Herz im Innersten. Er zitterte für seine Tochter, wenn die Leidenschaft des Herzogs einen Grad von Heftigkeit erreichen sollte. Die Folge zeigte es, daß Galeazzo seiner stürmischen Leidenschaft sich ganz überließ, keine Gründe noch Vorstellungen hörte, und Kornelia mit jener grausamen Zudringlichkeit verfolgte, welche dem Vater die äusserste Sorgfalt rieth.

Sanseverino erfuhr die Leidenschaft des Herzogs; denn der Ruf hatte sie verbreitet: schrecklich traf ihn diese Nachricht:

Kaum wagte er mehr sein Aug zu Kornelia zu erheben; die Furcht hatte ihn niedergebeugt. Tiefsinnig irrte er mit seinem Gram herum: Kornelia entdeckte seine Zurückhaltung; schüchtern war sein Blick, und verworren seine Sprache. Oft begann er zu sprechen, und oft brach er wieder ab.

Das holde Mädchen hatte Mitleid mit seiner Verwirrung; sie fühlte die Angst seines Herzens; sie konnte sich nicht länger zurückhalten; sie litt selbst zuviel. Warum, sprach sie, warum verstummen Sie in meiner Gegenwart, sind so schwermüthig seit einer Zeit? Sprechen Sie! hat man Ihnen Ursache gegeben?

Sanseverino. Sie haben mir keine gegeben.

Kornelia. Wie soll ich denn Ihr Betragen erklären?

Sanseverino. Kornelia!

Kornelia. Sanseverino!

Sanseverino. Ich werde Sie kränken.—

Kor-

Kornelia. Nein, Sanſeverino! nein! Sie können mich nicht kränken.

Sanſeverino. Ich liebe Sie, habe Sie immer geliebt —

Kornelia. Und das ſoll mich kränken — was mich ungemein erfreut?

Sanſeverino. Darf ich ihren Worten, der Gröſſe meines Glückes trauen? — Aber, Kornelia! die Zeit hat ſich geändert: ehe konnte Sanſeverino wohl Liebe hoffen.

Kornelia. Und warum denn itzt nicht! — Ich erkläre mir ihr Mißtrauen. Ihr Argwohn ſollte mich kränken: aber nein, Sanſeverino! ich vergebe den Argwohn der Liebe. Bey dieſen Worten trat Pallavicino di Scipione ins Zimmer: tiefdenkend und ernſt war ſein Blick; er ſchwieg eine Weile; Sanſeverino neigte ſich ehrfurchtsvoll. Ohne ein Wort zu ſprechen, winkte er dem Jüngling, welcher ihm folgte.

Kaum war er mit ihm allein, ſo faßte er Sanſeverino mit einem ſcharfen Blick: Sie lieben meine Tochter?

Sanſeverino. Es hängt von Ihnen ab, mich glücklich zu machen.

Pal. di Scipione. Ich habe dieſe einzige Tochter: ſie iſt mir alles; ich habe kein Gut von größerm Werthe. Dem ich meine Kornelia gebe, der erhält zugleich mein Herz; aber er muß es der väterlichen Zärtlichkeit vergeben, wenn ich einen großen Werth in ſie ſetze: wer nicht Vater iſt, wird mich vielleicht tadeln. Sanſeverino, lieben Sie meine Tochter?

Sanſeverino. Sie wiſſen es.

Pal. di Scipione. Galeazzo —

Sanſeverino. Galeazzo —

Pal. di Scipione. Fürchten Sie ihn nicht?

Sanſeverino. Warum? ich kenne Kornelia.

Pal. di Scipione. Aber Galeazzo iſt Herzog.

Sanſeverino. Ein Tyrann!

Pal. di Scipione. Wer kann ihm widerſtehen! Wir haben keine Geſetze, nur willkürliche Gewalt.

Sanſeverino. Ein Ungeheuer unter dem Namen eines Herzogs. —

Pal. di Scipione. Sie haſſen ihn?

Sanſeverino. Wie den Tod!

Pal. di Scipione. Ihre Augen funkeln.

Sanſeverino. Mein Blut iſt in Bewegung. Sein Name gießt heiße Wuth in alle meine Adern.

Pal. di Scipione. Du kannſt haſſen, junger Mann! Du wirſt meine Kornelia ſo heftig lieben, wie Du Tyrannen haſſeſt. Mein Sohn! und Du gib mir in Zukunft den Namen Vater: der Name iſt meinem Herzen ſo theuer — meine Tochter iſt Dein! Du verdienſt ſie. Lange hab ich mein

Aug auf Dich geworfen; ich habe mich nicht getäuſcht. Ich erblicke in dieſen Zügen einige, welche Tirannen den Tod geſchworen haben; dieſe hohe Stirne kann ſich nicht ſklaviſch beugen. Mein Sohn! mein Freund! die Menſchheit ſeufzt; Mayland liegt in Trauer; die Stimme der klagenden Unſchuld verſtummt unter dem eiſernen Druck der Allgewalt. — Mayland, die Welt ſieht auf uns — verſtehſt Du mich? — So ſchwöre mir den Bund, den ich ſchon geſchworen habe: er heißt Tirannenhaß. — Sanſeverino!

Saſeverino. Ich höre Sie, mein Vater! mein Herz hatte ihn ſchon lange bey dem Anblick des Tirannen geſchworen — den Todesbund!

Pal. di Scipione. So komm denn! komm zu meiner Kornelia; gieb ihr den erſten Kuß — aber es wird wohl nicht der erſte ſeyn —

Sanſeverino. Der erſte, mein Vater! Sie würde es nie geſtattet haben.

Pal. di Scipione. Wer das glauben will! — So komm denn, gib ihr den Kuß der Verlobung in Gegenwart ihres Vaters. Wie wird ſie erröthen! Dieſer Kuß verſiegle den geheimen Bund. — Noch geh zurück, wenn dir der Preis zu groß ſcheint, den ich auf Kornelia ſetze. Ueberlege, was Du thuſt: der Tod iſt nicht weit von dieſem Bunde. Sanſeverino! es kann geſchehen, daß Du in der Stunde, in welcher Du mit brennender Begierde ins Hochzeitbett zu ſteigen dachteſt, daß Du in dieſer Stunde zum Blutgerüſt geſchleppt wirſt. — Schrecklicher Gedanke! er kann Helden erſchüttern, abgeſtorbnen Greiſen, welche ſich nach ihrer Auflöſung ſchon ſehnten, die markloſen Gebeine zerſchmettern. Sanſeverino! Bebſt Du nicht?

Sanſeverino. Ich bebe nicht.

Pal. di Scipione. Es kann geſchehen, daß Mayland, die Welt Dich als einen Böswicht verabſcheut und verflucht; daß der Name Sanſeverino alle entehrt, welche ihn tragen; daß ſein Gedächtniß auf ewig als ein Scheuſal von der Erde vertilgt werde. Haſt Du das überdacht? Sanſeverino! Bebſt du noch nicht?

Sanſeverino. Ich bebe nicht.

Pal. di Scipione. Halt ein, raſcher Jüngling! die Liebe täuſchet Dich. — Du ſiehſt das Brautbett der Geliebten, und nicht den Henkerskarren. Ich ſehe Deine Verblendung; ich habe Mitleid mit Dir. Tritt zurück: noch iſt es Zeit.

Sanſeverino. In Ewigkeit nicht.

Pal. di Scipione. Noch einmal: tritt zurück.

Sanſeverino. Es iſt vergebens.

Pal. di Scipione. Ich weiß, Du trittſt zurück. Ich gebe Dir Kornelia, und entledige Dich des Bundes.

San-

Sanseverino. Sanseverino entsagt Ihrer Tochter in diesem Augenblick.

Pal. di Scipione. Glaubst Du vielleicht der Vater werde sein Versprechen nicht halten?

Sanseverino. Er halte sein Versprechen oder nicht. — Ich habe diesen Bund nicht mit ihm gemacht. Ich würde ihn selbst verachten, wenn er zurückträte. Er nehme seine Tochter zurück, oder habe mehr Zutrauen!

Pal. di Scipione. Dein Zorn ist edel. — So wünschte ich Dich zu sehen. Komm, mein Sohn! Komm zu meiner Tochter! gib ihr den ersten Kuß: es ist der erste! wie Du sagst; aber Blut folgt dem Kusse.

Sanseverino. Ich hosse das Blut des Tyrannen.

Pal. di Scipione. (indem er Sanseverino zu seiner Tochter führt:) Hier, Kornelia! empfang den Geliebten aus meiner

Hand.

Hand. (Sie ſtand auf, und neigte ſich mit Ehrfurcht. (Komm, gieb ihm den Brautkuß!

Kornelia (erröthet, und ſchlägt die Augen zur Erde.) Mein Vater!

Pal. di Scipione. Weigre dich nicht das zu thun was Du ſo gern thuſt,

Sanſeverino küßt und umarmt ſie. Kornelia ſchlingt ebenfalls die Arme um ihn, und gibt ihm den Verlobungskuß.

Nach einem kurzen vertraulichen Geſpräche entfernte ſich Pallavicino di Scipione mit Sanſeverino. Sie ſchwuren ſich beyde feyerlich den Eid der Verſchwiegenheit.

Der Herzog, von ſeiner wüthenden Leidenſchaft getrieben, brannte nach dem Genuſſe. Kornelia widerſtand ihm; ſie wußte ſich Ehrfurcht zu verſchaffen. Ihr Widerſtand reizte ſeine Begierde; er erſchöpfte jede Kunſt der Verführung — vergebens. Der beſorgte Vater beſchloß ſchnell die Vermählung mit Sanſeverino und ſeiner

Toch-

Tochter zu vollziehen, um sie vor den Nachstellungen des Herzogs zu sichern. Der Tag zur Vermählung war festgesetzt, man suchte es zu verhehlen: allein der Herzog erfuhr es durch seine Ausspäher. Wie ergrimmte er bey dieser Nachricht! Er stieß sich, da er ohne Zeugen war, den Kopf an die Wand; seine Augen funkelten, und er tobte Anfangs, ohne daß er jemand hörte oder zu sich kommen ließ. Er faßte Argwohn, der Vater habe aus Vorsicht dieses Mittel gewählt, ihn für immer von seiner Tochter zu entfernen. Dieser Gedanke hatte eine tödtende Kraft; und doch mußte er schweigen, seinen Zorn unterdrücken, um den Wohlstand nicht zu verletzen, oder sich dem lauten Spotte preiszugeben. Und besitzen wollte er sie; ohne sie konnte er nicht leben; seine Hoheit, seine Reichthümer, sein ganzes Herzogthum konnte ihn nicht entschädigen. Sie mit Gewalt aus den Armen des Geliebten reissen, ihn gar

ermorden, eine ſolche Handlung konnte ihm nie ihr Herz gewinnen; ganz Mayland würde bey dieſer Grauſamkeit ſich empören, und der allgemeine unauslöſchliche Haß ihn treffen. Er konnte es ſich nicht läugnen, daß der Vater, wenn er die Entehrung ſeiner Tochter mit Zwang begleitet erführe, ihm die That nie verzeihen, und bey der erſten Gelegenheit ihm dem Dolch ins Herz ſtoſſen würde. Was ſollte er aber thun! Welche Mittel waren noch übrig! welche konnte er wählen! Sollte er ſie aufgeben, für immer dem Genuß entſagen, den ſeine feurige Einbildungskraft mit allen verführenden Reizen ihm mahlte! Schnell ſtand eine Reihe Entwürfe vor ihm; und wie ſie entſtanden, ſchwanden ſie wieder. Er durfte nicht lange berathſchlagen: wenige Stunden waren noch übrig, und die Vermählung ſollte vollzogen werden. Das Nöthigſte war, die Trauung zu hindern: er hatte nur ein einziges Mittel,

und er ſtand nicht an, es zu wählen. Die dringendſten Umſtände, die Kürze der Zeit, die Heftigkeit ſeiner unüberwindlichen Leidenſchaft beſtimmten ihn ſchnell.

Er ſchwang ſich aufs Pferd, ritt zu Pallavicino di Scipione, ſchilderte ihm ſeine Leidenſchaft, und beſchloß endlich ſeine Rede, daß er um Kornelia bey ihm anhielt. Der Vater drückte Anfangs ſein Erſtaunen aus: da aber der Herzog bey ſeinem Vorſatz verharrte, dankte er für die Ehre, die ſeinem Hauſe durch dieſen Antrag widerfuhre, mit den verbindlichſten Worten; ermahnte ihn aber zu gleicher Zeit, die Vortheile für den Staat in Erwägung zu ziehen, und eine Verbindung mit einem fremden Staate durch die Vermählung mit einer auswärtigen Prinzeſſinn zu treffen. Er ſprach vergebens. Endlich erklärte er dem Herzog, ſeine Tochter ſey mit Sanſeverino verlobt, wenn auch die Trauung noch nicht vollzogen wäre. Der letzte Umſtand ſchien

dem Herzog ohne alle Bedeutung. Der Vater erschöpfte seine Beredsamkeit, suchte jeden Vorwand, ihn von seinem Entschluß zu entfernen. Galeazzo, über diesen Widerstand empört, rief mit einer drohenden Gebärde: Wie? man widersetzt sich mir unter so nichtigen Vorwänden? Ich werde doch so viel werth seyn, als Sanseverino! Aus diesem Betragen erkenn' ich Ihre Denkungsart nur zu sehr!

Wie können Euer Hoheit mich tadeln erwiederte Pallavicino di Scipione mit scheinbarer Gelassenheit, wie können Sie mich tadeln, da ich meinen Eigennutz dem allgemeinen Wohl nachsetze, da mir der Staat theurer ist als die Ehre, die Euer Hoheit meiner Tochter erweisen!

Der Herzog (zornig.) Ich frage Sie, wollen Sie mir Ihre Tochter zur Gattin geben, oder nicht?

Pal. di Scipione. Die Ehre eines solchen Antrags mußte mich ja ausserordent-

lich

lich überraſchen; aber als ein Diener des Staates.

Der Herzog. (Wüthend.) Was Staat! Ehre! — Wollen Sie mir Ihre Tochter geben? Eine Antwort verlang ich, eine unbedingte Antwort. Ja, oder nein, kein Wort anders. — Reden Sie!

Pal. di Scipione. (Mit verbißnem Grimm.) Ja.

Der Herzog. Rufen Sie Ihre Tochter.

Pal. di Scipione. Noch iſt ſie nicht vorbereitet. — Vergeben Euer Hoheit ihr den Eindruck, den die Größe eines ſolchen Antrags ihr machen wird.

Der Herzog. Genug. — Laſſen Sie ſie kommen.

Kornelia erſchien, wie erſchrack ſie, da ſie den Herzog erblickte! Galeazzo ſtürzte ihr entgegen, er wollte ſie umarmen, ſie entriß ſich ſeinen Umarmungen. Der Vater ſprach zu ihr. Meine Tochter! der Herzog läßt ſich zu Dir herab, er bietet

Dir ſeine Hand an. Du wirſt dieſe auszeichnende Gnade, ſo wie es ſich gebührt zu ſchätzen wiſſen, ohne daß ich Dich als Vater erſt an Deine Pflicht erinnere.

Kornelia konnte ſich nicht faſſen, ſie verlor alle Beſinnung, da ſie ihren Vater ſo ſprechen hörte. Bald warf ſie forſchend den Blick auf ihren Vater, bald auf den Herzog betäubt und verloren.

Der Herzog (indem er ihr die Hand küßt.) Morgen ſind Sie meine Gemahlinn. Sie kennen die Heftigkeit meiner Liebe!

Pal. di Scipione. Kornelia iſt nicht unempfindlich für die große Huld ihres Fürſten.

Kornelia. Ich bin verlobt mit Sanſeverino! Sie ſprachs, dunkle Nacht umgab ſchnell ihre Augen, ſie ſank ohnmächtig in die Arme ihres Vaters.

Wer kann ſich das Schrecken des unglücklichen Vaters vorſtellen da ſeine Tochter den Tod auf den blaſſen Lippen in

ſei-

ſeinem Arm lag, und er die Wuth des Herzogs ahndete. Er rief ſeine Diener ihr zu Hilfe; und Galeazzo ſchrie mit der heftigſten Bewegung: Wie? bin ich denn ſo ſchrecklich, daß man bey meinem Anblicke in Ohnmacht fällt! Bin ich ein Ungeheuer, vor dem ſich alles entſetzt! Ich bin verlobt mit Sanſeverino — und ſinkt in Ohnmacht — verlobt mit Sanſeverino! Und noch kömmt ſie nicht zu ſich! noch ſchlägt ſie nicht die Augen auf, als wenn ſie das Tageslicht und meinen Anblick ſcheute! — mit Sanſeverino! So viel Schmach! So weit herabgeſetzt. Ich, der Herzog! — Woher dieſe Abneigung! Woher dieſer Haß! Wer iſt die Quelle? Ich begreife es, ich begreife alles. Es iſt mir ſo klar wie der Tag. Wie ſoll ich mir dieſes Entſetzen, dieſe Furcht erklären! — Mit Sanſeverino! — Schweig Alter! Deine Lügen werden mich nicht täuſchen. Ich dringe durch dieſe ſchreckliche Hülle durch. Die

Schmach ist zu groß, unauslöschlich! — So weit herabgesetzt! Ich, der Herzog! Mit einem wüthenden Blick stürzte er zur Thüre hinaus.

Kornelia hatte sich unterdessen erholt; schüchtern warf sie den Blick im Zimmer herum: da sie den Herzog nicht sah, und die Diener sich entfernten, sank sie ihrem Vater in die Arme. O mein Vater! sprach sie, Sie selbst übergeben mich dem Tyrannen! Der Ton ihrer Stimme war so innig, und der Ausdruck ihrer Gebärden so rührend, daß Pallavicino di Scipione erschüttert ward. Was ist Ihre Absicht, fuhr sie fort, sollten Sie so schnell Ihr väterliches Herz gegen mich verschlossen haben! Sprechen Sie, tödten Sie mich, ich kann mir weder Ihr Betragen noch Ihre Absicht erklären.

Pal. di Scipione. Die Zeit wird mich rechtfertigen. Ich weiche der Nothwendigkeit, welcher keine sterbliche Kraft widerstehen kann.

Kor-

Kornelia. Welcher Nothwendigkeit? Welchen Entſchuß haben Sie gefaßt? Soll ich mich mit dem Tode vermählen! Und Sanſeverino —

Pal. di Scipione. Dring nicht weiter in mich. Zerreiß nicht dieſes väterliche Herz. Hab ich Dich nicht immer geliebt? Warſt Du nicht ſtets meine Kornelia, meine einzige Tochter, mit welcher ich gegen alle Güter der Erde keinen Tauſch getroffen hätte? Ueberlaß Dich mir unbedingt, Kornelia! ich bin Dein zärtlicher Vater, es giebt keinen Namen, welcher meinem Herzen theurer wäre. Ich rette Dich, oder ſterbe! — Zweifelſt Du noch? Sieh meine Thränen!

Kornelia. Iſt noch Hoffnung? Bin ich noch zu retten?

Pal. di Scipione. Folge mir, ohne erſt zu forſchen; und was Du nicht begreifen kannſt, unterſuche nicht. Dem Herzog mußt Du nachgeben. Dein Widerſtand

würde nur ſeinen Zorn wie ſeine wilde Leidenſchaft reitzen. Deine Vorſtellungen ſind fruchtlos, Deine Gründe werden nicht gehört. — Nie erfuhrſt Du einen Zwang von mir, Du warſt überzeugt und gehorchteſt. Ich habe Dir nie unbedingten Gehorſam auferlegt: aber heute fordre ich unbedingten Gehorſam, es iſt das erſtemal Kornelia; das erſtemal — dann nimmermehr!

Kornelia. Alles! mein Vater! alles will ich thun!

Palavicino bi Scipione tröſtete ſie, flößte ihr Zutrauen ein, wiederholte noch einmal mit Nachdruck ſeine Vorſtellungen und rieth ihr Klugheit.

Sanſeverino der dieſen Vorfall nicht ahndete, erſchien mit jener Heiterkeit, welche die Hofnung ſeines nahen Glückes anzeigte; aber die Thränen der Kornelia, die ſtürmiſche Mine des Vaters weiſſagten ihm ſein Schickſal; er erfuhr es. Er über-

ließ ſich ganz der Wuth ſeiner Leidenſchaft, er drohte, er raſte und nahm keine Vorſtellungen an. Er ſank an den Buſen ſeiner Geliebten, ſchien ihr das letzte Lebewohl zu ſagen, küßte ſie mit zitternden Lippen, und umſchlang ſie wüthend mit beyden Armen; dann riß er ſich ſchnell von ihr los, und Flüche und Verwünſchungen entſtrömten dem Munde. Selbſt die Gegenwart des Vaters konnte die wilde Raſerey ſeiner Leidenſchaft nicht hemmen. Itzt wollte er mit Gewalt Kornelia zur Trauung führen; itzt drohte er dem Herzog, und itzt wollte er ſich wieder zu ſeinen Füſſen werfen, um ihn zu bewegen, daß er ihm die Geliebte, die er ihm ſo ſo gäh entriß, wieder gäbe; dann ſchalt er ſich ſelbſt einen Niederträchtigen, wenn er ſich durch eine ſolche Feigheit entehrte; einen Thoren, der ſich einer zweckloſen Wuth überlaſſe, und ohne zu handeln in Worten ſich erſchöpfe. So ſchweiften ſeine Gedanken

von Verſatz zu Verſatz, ſo raſte er ohne Unterbrechung fort.

Pallavicino di Scipione war unterdeſſen ohne Bewegung geſtanden, tiefſinnig den Blick zur Erde geheftet. Auf einmal ſchien er ſich zu erhohlen; er ergriff mit Ungeſtüm Sanſeverinos Hand und führte ihn in ſein geheimſtes Gemach. Hier begann er zu ſprechen. Unſinniger! iſt das ein Betragen eines Mannes würdig? — Weiber raſen und Männer handeln. In Worten erſchöpft ſich Deine Wuth und die Kraft der Drohung ſtirbt auf der Zunge! — Welchen Zweck können Ausſchweifungen eines Wahnſinnigen haben? Verdacht müſſen ſie erwecken, Verdacht, den Galeazzo ohnehin ſchon hat. Wo iſt die Beſonnenheit? junger Mann! Was erwarteſt Du von eiteln Drohungen? Werden alle Deine Flüche, Deine zahlreichen Verwünſchungen dieſe Vermählung hindern? Die Klugheit räth, den Groll zu unterdrü-

drücken, Heiterkeit auf der Stirne zu lügen, indem die Seele zerrissen ist. Ja Sanseverino! Es nähert sich ein schrecklicher Tag, er führt Tod und Verderben mit sich. Es kostet Blut Sanseverino! es kostet Blut — und bald — sehr bald. — Mich kann der Tod nicht schrecken. Blut und Thränen folgen. — Noch kannst Du zurücktreten. — — Fluche mir nicht, wenn Dein Blut eher als das Blut des Tyrannen fließen sollte. Ich bin des Lebens müde, für mich ist keine andre Wahl mehr, als alles zu wagen. Ach Sanseverino! man entreißt mir meine Kornelia, der grausame Herzog führt sie zum Altar; aber welche Bande fesseln einen Galeazzo, wenn ihn die Leidenschaft nicht mehr fesselt. Und welche Strafe darf derjenige scheuen, der Recht und Unrecht in seinen Händen als das grausame Spiel seiner Leidenschaft hält! O Kornelia! o meine Tochter! — Doch ich will nicht klagen, will den Vorwurf

nicht verdienen, den ich Dir gemacht habe. Schnell ist das Rad der Zeit, keine Klage soll mehr meinen Lippen entfliehen, durch keinen Seufzer soll sich mein Herz mehr erleichtern; aber meine Hand ist gewaffnet zur Rache. Höre mich Sanfevetino! Den Augenblick da der Herzog gegen meine Tochter entbrannte, ahndete ich Gewalt. Schon da machte ich einen Entwurf, wenn die Gefahr dringend wäre: der Mundschenk ist auf jeden Fall schon erkauft. Ich habe zwar keinen unbedeutenden Anhang; doch ist der Gewalt List immer vorzuziehn. Mißlingt diese, dann bleibt mir nebst dem Anhang des Volkes der größte Theil des Heeres getreu. Kaſparo Vimerkato, der treueſte Diener des Tyrannen, verweilt noch mit ſeiner Mannſchaft an den Gränzen des Gebiethes von Florenz: die Gelegenheit iſt günſtig; aber warum ſollen wir das äußerſte wagen! Wer kann ſich auf den Anhang eines leicht

gereizten, und leicht wieder beſänftigten Volkes verlaſſen! Kein Aufſchub mehr; jede Verzögerung bringt Uebel mit ſich, welche unheilbar ſind. Es falle der Tyrann, eh ſeine Lippen den Meineid vor dem Altare ausſprechen, eh ich mich verrathen, meine Tochter verlaſſen und entehrt ſehe!

Sanſeverino. Er falle und ſoll ich fallen mit ihm, wenn nur Kornelia gerettet wird!

Galeazzo, den Anfangs die Ohnmacht der ſchönen Kornelia empört hatte, ward durch den Widerſtand der für ſeine lüſterne Einbildungskraft ſo viele Reize hatte, noch heftiger entflammt. Bey der Erinnerung an den Sanſeverino als ſeinen Nebenbuhler erneuerte ſich ſeine Wuth; ſeine Rache war der Grund, die Vermählung mit Kornelia zu beſchleunigen, die er um einige Tage verſchoben hatte, um ſie ſich geneigter zu machen. Die Liebe macht ſelbſt grauſame Menſchen gefälliger, und das Verlangen geliebt zu ſeyn, iſt Tyrannen nicht ſehr fremd.

Pal-

Pallavicino di Scipione, um jeden Verdacht zu erſticken, nahm eine heitere Mine an. Er drang ſelbſt auf die Beſchleunigung der Vermählung, und Kornelia erwiederte der Leidenſchaft des Herzogs mit ſolchen Ausdrücken von Verbindlichkeit, welche allen Verdacht entfernten. Sein Stolz wähnte in der Folge, die Größe des Antrags habe ſie Anfangs vielleicht ſo ſtark überraſcht, da ſie das Verſprechen, was ſie Sanſeverino machte, für ein Hinderniß ihres Glückes hielt. Der Vater hatte dem Herzog dieſe Meinung ſehr wahrſcheinlich gemacht, und Kornelia durch ihre Verſtellung ſie beſtätigt.

Unterdeſſen näherte der beſtimmte Tag zur Vermählung heran. Sanſeverino wüthete im Geheim. Kornelia zitterte; ſie warf ſich in die Arme ihres Vaters und flehte ihn um Rettung an. — Morgen, mein Vater morgen iſt Ihre Tochter nicht mehr zu retten. Noch ſehe ich nicht, wie

Sie

Sie mich retten werden, retten können. Ich verzweifle! O Sanseverino! Auch er giebt mir nicht Ruhe, nicht Befriedigung und wenn ich ihn frage, so antwortet er nicht. Ausbrüche der Wuth und tiefe Seufzer verrathen mir den Sturm der Seele. Der zärtliche Vater suchte sie zu beruhigen; allein er fand keinen Trost für sie. Er entriß sich ihr mit Ungestüm und eilte an den bekannten Ort mit dem Mundschenk sich zu unterreden. Es wurde beschlossen dem Herzog bey dem ersten Trunke, den er ihm reichen würde, Gift zu geben: der Mundschenk hatte sich mit Gegengift versehen. Pallavicino di Scipione unterrichtete Sanseverino von dieser Unterredung, und warnte ihn, durch keine Uebereilung sich zu verrathen. Bey jeder Unternehmung sind Gefahren: sprach er, aber Gefahren müssen uns nicht abschrecken, nur vorsichtig machen. Ich rathe nicht Aufschub, wenn die Nothwendigkeit ihn nicht

leidet, und die Gelegenheit ſich anbiethet. Unſer Leben, unſre Ehre, unſre Güter hängen an einem dünnen Faden; zerreißt er, ſo haben wir nicht Zeit mehr ihn zu ergänzen: der kleinſte Irrthum iſt hier ein unverzeihliches Verbrechen; ein Wink, ein voreiliger Wink, eine verdächtige — nur zweifelhafte Mine bringt uns aufs Blutgerüſt. — Er entfernte ſich, und traf itzt mit den übrigen Verſchwornen die nöthigſten Maaßregeln, wenn der Verſuch, welcher mit dem Mundſchenk verabredet war, mißlingen ſollte. Er war kaum zu Hauſe als ein Kammerdiener vom Herzog kam, und ihn mit ſeiner Tochter nach Hofe lud, mit dem Zuſatze, ſein Herr ſey zwar vor einer Stunde ausgeritten, aber er werde bald wieder zurückkommen. Er machte ſich alſo mit ſeiner Tochter gefaßt, welche um den Herzog zu täuſchen in dem prächtigſten Anzug erſcheinen mußte.

Der Herzog war noch nicht zurückgekommen. Sie warteten unterdessen in dem Vorzimmer, wo die Hofleute die Schönheit der Kornelia anstaunten. Endlich trat der Herzog ein, von Stallmeistern und Kammerdienern begleitet. Er war sehr erhitzt und wischte sich den Schweiß ab. Nach den wechselseitigen Höflichkeitsbezeugungen führte er Kornelia und ihren Vater in das innerste Gemach. Er befahl, ihnen einen Sitz zu reichen; und nachdem sich die Kammerdiener entfernt hatten, sprach er zu Pallavicino di Scipione: (doch das Aug schien ganz in die Reitze der Tochter verloren,) Sie vermuthen leicht die Ursache, warum ich Sie zu mir rief. — Auch Sie, mein Fräulein! Sie werden nicht ungehalten seyn, wegen der Freyheit die ich mir nahm.

Kornelia machte eine tiefe Verbeugung.

Der Herzog. Ich bin nur Verehrer Ihrer Reitze; erkennen Sie den Liebhaber — nicht den Herrn in mir. — Ich ha-

habe schon Befehle gegeben, die Anstalten zu der bevorstehenden Feyerlichkeit zu treffen. — Der morgende Tag, wenn Sie sich anders meinen Wünschen nicht länger widersetzen, ist zur Vermählung bestimmt.

Kornelia. Die Tochter eines Unterthans konnte sich nicht bereden, daß der Herzog sich zu ihr herablassen würde. Ein so großer Vorzug mußte mich außer alle Fassung bringen.

Der Herzog. Sie sind zu bescheiden, reitzende Kornelia! auch konnte mein Ungestüm Ihnen allerdings mißfallen. — Er wollte in diesem Tone fortfahren, als ein Kammerdiener hereintrat und Sanseverino meldete.

Der Herzog. Man lasse ihn vor. Der Kammerdiener wollte gehen; allein der Herzog rief ihn zurück, und befahl, eine Erfrischung ihm zu bringen.

Sanseverino erschien. Ich komme, stammelte er durch den Anblick der Kornelia

nelia und ihres Vaters verwirrt, den Befehl von Euer Hoheit zu vernehmen.

Der Herzog. Hier übergeb ich Ihnen die Depeſchen an den König von Kaſtilien. Mein Kanzler wird Sie hinlänglich unterrichten, wie Sie ſich zu verhalten haben. Die Sache leidet keinen Aufſchub — mein Wille wäre alſo, daß Sie noch heute, ja wenn es möglich iſt, noch in dieſer Stunde abreiſten. Er betrachtete bey dieſen Worten mit ſcharfem Blick Sanſeverino und Kornelia, und entdeckte mit Verdruß ihre Bewegungen.

Sanſeverino. Noch heute — dieſe Stunde?

Der Herzog. Ich finde es für rathſam. — Morgen werde ich meine Vermählung feyern. (Er zeigt auf Kornelia.) Ich hoffe Sie werden meinen Geſchmack nicht tadeln. — Daß doch das Geſchäft ſo dringend iſt! daß es Sie hindern muß an meinem Glücke Theil zu nehmen! — (San-

severino und Kornelia sehen sich erschrocken an: er bemerkt es) — Sie müssen noch diese Stunde, sobald Sie von meinem Kanzler hinlänglich unterrichtet sind, abreisen.

Sanseverino. Wenn die Sache nicht Aufschub, gar keinen Aufschub leidet.

Der Herzog. Mein Befehl leidet keinen Aufschub.

Der Mundschenk brachte itzt die Limonade, welche ihm der Kammerdiener abnahm, der sie dem Herzog überreichte, nachdem der Mundschenk sie zuvor gekostet hatte.

Der Herzog wollte trinken, hielt aber ein, indem er sich zur Kornelia um Sanseverinos Eifersucht zu reitzen mit diesen Worten wandte: Bey unsern Voraltern war es ein Zeichen der Freundschaft, wenn man aus dem nämlichen Becher trank. — Es ist zwar ein altfränkischer Gebrauch und nicht so ganz nach der neuesten Hoffitte,

wo man nicht ſehr Freundſchaft pflegt — doch eine alte Gewohnheit iſt nicht zu verachten — als meine künftige Gemahlinn werden Sie mich der kleinen Vertraulichkeit werth halten. (Er biethet ihr das Glas an. Der Vater erſchrickt, Sanſeverino gibt ihr ein Zeichen nicht zu trinken, ſie ſieht es nicht, unterdeſſen hat der Herzog dieſen Wink bemerkt. Er faßt Verdacht.)

Pal. di Scipione (höchſt verwirrt.) Meine Tochter wagt es nicht.

Kornelia. Noch kömmt mir die Ehre zu unverhofft. —

Der Herzog. Sie dürfen es mir nicht abſchlagen.

Kornelia. Ich nehme mir alſo die Freyheit. (Sie nimmt das Glas und ſetzt es an den Mund. Sanſeverino iſt in der ſchrecklichſten Verlegenheit. Er verliert alle Beſinnung da Kornelia trinken will.)

Pal. di Scipione (ſtürzt zu ſeiner Tochter, und reißt ihr das Glas aus der Hand.) Halt! Trink nicht!

Kornelia. Himmel!

Der Herzog. Was iſt das?

Pal. di Scipione. Es iſt Gift!

Der Herzog. Gift!

Sanſeverino. Was ſagen Sie?

Kornelia. Gift?

Der Herzog. Wie wiſſen Sie es?

Kornelia. Man will mich vergiften!

Der Herzog. Gift? Reden Sie! — Gift? — Auf wen haben Sie Verdacht?

Pal. di Scipione. Auf Sanſeverino.

Der Herzog. Sanſeverino?

Sanſeverino. Auf mich? — Wie? — Es iſt nicht möglich, daß Sie —

Kornelia. Mein Vater! — Was ſagen Sie? Sanſeverino —

Der Herzog. Alles iſt aufgeklärt, ich ſah, wie er ihr einen Wink gab, da ſie trinken wollte. Wozu hätt er einen Wink

ge-

gegeben? — Er wußte es, er mußte es wissen, daß Gift in dem Glase sey.

Pal. di Scipione. Auch ich bemerkte es, obschon ich es nicht erklären konnte. Seine vorigen zweydeutigen Handlungen — (er gibt Sanseverino ein Zeichen) sein gegenwärtiges Betragen, seine Furcht, sein Schweigen, seine Verwirrung da Kornelia das Glas an den Mund setzte, man weiß, wie weit die Eifersucht geht, alles dieses bestätiget meinen Verdacht.

Der Herzog. Aber so spät, so spät lehren Sie mich erst den Verräther kennen?

Pal. di Scipione. Ich hatte keine Gewißheit, und noch itzt ist es Muthmaßung —

Der Herzog. Gift also! Gift! — In meinem eignen Pallaste stellt man mir nach dem Leben! — He! Wache! —

Kornelia. Euer Hoheit! es ist nicht möglich! Bedenken Sie — Mein Vater! Gott! mein Vater! Was sagen Sie? Wie können Sie es behaupten?

Der Herzog. Sie vertheidigt ihn. — Ich bin schändlich verrathen! — He Wache! — (er zeigt auf Sanseverino) Ergreift ihn, haut ihn nieder! — Gehorcht! haut ihn nieder!

Pal. di Scipione. Die That ist noch nicht bewiesen — es ist Verdacht — noch keine Gewißheit; und dann muß man ihn erst gerichtlich verhören, um seine Mitschuldigen zu entdecken.

Der Herzog. Nenne Deine Mitschuldigen, Verräther! dann stirb! Itzt wandte er sich zum Hauptmann der Wache. Man bewächte sich des Mundschenks; man führe ihn her! Ihr Kopf ist mir Bürge. — Lassen Sie die Wache überall verdoppeln! Der Hauptmann ging dem Befehl des Herzogs zu gehorchen.

Sanseverino. Sie mein Ankläger! — Können Sie —

Pal. di Scipione. Beweise anführen — wollen Sie sagen. — Ja ich habe

Gnu-

Gründe, wichtige Gründe. — Die Folge wird meinen Verdacht rechtfertigen. — Fürwahr Sie haben groſse Urſache auf mich zu zürnen, ich habe Sie auch äuſserſt beleidigt, da ich als Unterthan meinen Fürſten und als Vater meine Tochter retten will. Die letzten Worte ſprach er mit einem beſondern Nachdruck um dadurch Sanſeverino die Urſache ſeines Betragens deutlich zu machen.

Sanſeverino. Aber ich kann beweiſen —

Pal. di Scipione. Was wollen Sie beweiſen? Iſt nicht Ihre Eiferſucht die wahrſcheinliche Urſache Ihres Verbrechens?

Der Herzog. Seine Eiferſucht? (Er nimmt das Glas und ſtürzt wüthend gegen Sanſeverino.) Trink Verräther! oder ſtirb!

Pal. di Scipione. (indem er das Glas dem Herzog aus der Hand reiſst und es mit Bedacht durch eine ſcheinbare eilende

Anstrengung verschüttet.) Ueberlegen Euer Hoheit.

Der Herzog. Wenn es nicht Gift ist, so schadet ihm der Trank nicht, und ist es Gift, so bin ich —

Pal. di Scipione. Nur halb gerächt: das Geheimniß stirbt mit ihm.

Kornelia. Und wenn es auch Gift ist, so ist er nicht der Thäter — er ist es nicht!

Der Herzog. Also unschuldig? — (Er ruft der Wache.) Haut ihn nieder, zerstückt ihn, zerreißt ihn!

Pal. di Scipione. Wollen sich Euer Hoheit rächen, so rächen Sie sich vollkommen; befreyen Sie sich auf einmal von Ihren Feinden; forschen Sie nach den Mitschuldigen.

Der Herzog. So halte man meine Wuth auf; so reiße man ihn fort; so befreye man mich von dem Anblick des Verräthers. — Man erschöpfe alle Qualen an ihm; man erfinde neue; man werfe ihn

auf die Folterbank; man reiße ihm das Herz aus dem Leib; man laſſe ihn am gelinden Feuer eines langſamen Todes ſterben! — Fort mit ihm!

Kornelia. Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Er iſt unſchuldig!

Pal. di Scipione. Schweig Unwürdige!

Der Herzog. Fort mit ihm!

Sanſeverino (zu Pal. di Scipione.) Sie ſind mein Ankläger?

Pal. di Scipione. Ja, ich bins. — Sie ſind ein Verräther! ich ſag es noch einmal. Sie haben mich doch verſtanden?

Sanſeverino. Ja, ich verſtehe Sie. — (Er wird von der Wache abgeführt.)

Kornelia. Sanſeverino! — Es iſt nicht möglich! Er konnte keine ſo ſchändliche That begehen! — Und Sie mein Vater! Sie beſchuldigen ihn eines Verbrechens; ſagen ſelbſt, daß Sie es nicht beweiſen können. Sie haben nur Gründe,

Muthmaßungen, haben nur Verdacht, — (indem ſie ſich zum Herzog wendet) alſo blos Verdacht Euer Hoheit blos Verdacht! — Das iſt ja keine Gewißheit. — — Nicht wahr mein Vater das ſagen Sie ja ſelbſt? — — Sanſeverino! Sanſeverino! — Wo iſt er? — — Fort! fort! — Sie werfen ihn auf die Folterbank, ſie reißen ihm das Herz aus der Bruſt. — (Sie will hinaus ſtürzen)

Pal. di Scipione. Bleib meine Tochter!

Kornelia. Tochter! Sie ſind nicht mein Vater — ſind der Mörder meines Sanſeverino! — Sie ſprachs und ließ ſich ſich nicht aufhalten.

Der Herzog. Nun, Alter! haben Sie es gehört? Der Verräther, der Böſewicht, der Meuchelmörder, der Giftmiſcher — verwünſcht iſt mein Schickſal! er wird geliebt! von Ihrer Tochter geliebt!

Pal. di Scipione. Sie hält Sanseverino nicht für den Verräther, für den ich ihn halte.

Der Herzog. In meinem eignen Pallaſt mir Gift zu reichen! Gift! — So weit geht die Kühnheit! Noch iſt der Mundſchenk nicht hier — noch bringt man ihn mir nicht. Hätten die Verräther alle nur einen Hals um ihn auf einen Streich herabzuſchlagen!

Pal. di Scipione. Ich ahnde hier eine geheime Verſchwörung, welche ſich vielleicht weiter ausdehnt, als Euer Hoheit es wähnen. Ich eile die ſchicklichſten Mittel zu Ihrer Sicherheit zu treffen. — Unter dieſem Vorwand eilte er ſchnell aus dem Pallaſte. Er hätte ſich längſtens entfernet, um den Folgen dieſes für ihn ſchrecklichen Zuſtandes vorzubeugen; allein er fürchtete durch eine zu gähe Entfernung den Verdacht wider ſich zu wecken: er verbarg alſo ſeine Unruhe, den grauſamen Zuſtand, in

wel-

welchen ihn diese unvermuthete Begebenheit versetzte. Er litt mehr als den Tod; und seine Angst war über allen Ausdruck. Er fürchtete jeden Augenblick, itzt werde man ihn verrathen, itzt werde seine Furcht, seine innere Unruhe werde dem Herzog das schreckliche Geheimniß enthüllen. Er bebte bey jedem Geräusche: ein Fußtritt hallte ihm wie der Donner ins Ohr; denn immer glaubte er, itzt wird der Mundschenk kommen, itzt wird er mich verrathen. Welche Lage! Um seine Tochter zu retten, mußte er Sänseverino anklagen; aber er mußte fürchten, daß dieser sein Betragen sich vielleicht nicht erklären und ihn also verrathen könnte. Er hatte itzt Gelegenheit gefunden sich aus dem Pallaste zu entfernen, eh er verrathen wurde; aber wie sollte er seinen unglücklichen Freund, wie sollte er seine Tochter retten!

Bald nach seiner Entfernung erschien der Hauptmann von der Leibwache. Zit-

ternd

rend trat er vor den Herzog. Euer Hoheit! es iſt mir leid —

Der Herzog. Der Mundſchenk —

Der Hauptmann. Er hatte ſich gleich aus dem Palaſte geflüchtet, um ſich ohne Zweifel in jedem Fall zu ſichern, da er Euer Hoheit bedient hatte.

Der Herzog. Bedient hatte? — Gift wollte er mir reichen — Verräther! heißt das bedienen? — Ich glaube man unterſteht ſich zu ſcherzen.

Der Hauptmann. Euer Hoheit werden mir den Ausdruck vergeben.

Der Herzog. Entflohen iſt er! Alſo entflohen! — Ihr ſind alle Verräther, Böſewichte, Meuchelmörder! Ihr habt ihm entfliehen laſſen.

Der Hauptmann. Ich habe Befehl gegeben, ihm auf das ſchärfeſte nachzuſetzen.

Der Herzog. Den Kopf des Mundſchenks oder den Ihren! — Kein Wort weiter!

Mit fliegenden Haaren, blassen Wangen, die Verzweiflung auf der Stirne stürzte Kornelia ins Zimmer. Kaum konnte sie Athem holen; sie warf sich dem Herzog zu Füßen. Schmerz und Verzweiflung führen mich zu Euer Hoheit. Er ist unschuldig! Verdammen Sie ihn nicht! — Sehen sie meine Thränen, lassen Sie sich rühren ich nehme Zuflucht zu Ihrer Menschlichkeit.

Der Herzog (mit bitterm Spott.) Zu meiner Menschlichkeit?

Kornelia. Euer Hoheit lassen mich vergebens zu Ihren Füßen schmachten!

Der Herzog. Stehen Sie auf, stehen Sie auf. — Sanseverino ist unschuldig — Ihr Vater hat mich also hintergangen?

Kornelia. Er wollte Euer Hoheit gewiß nicht hintergehen, er war selbst hintergangen — er hatte ja nur Muthmaßungen.

Der Herzog. Aber dieſe Muthmaſſungen — ſind ſie itzt nicht beſtätigt? — Warum trank er nicht, da ich ihm das Glas reichte, wenn es nicht, Gift war? Warum trank er nicht um mich von ſeiner Unſchuld zu überzeugen? — Den Verräther, den Böſewicht, den Meuchelmörder lieben Sie!

Kornelia. Sanſeverino iſt kein Verräther. — Und war denn Gift in dem Getränke, ſo hatte er doch keinen Antheil an einer ſo ſchändlichen That. — — Ihre künftige Gemahlin ſollte nicht vergebens für das Leben eines Unglücklichen flehen!

Der Herzog. Meine künftige Gemahlinn? Tod und Verderben! Meine künftige Gemahlinn? — Und Sie ſprechen für einen Böſewicht, lieben den Verräther, ziehen ihn mir vor, ſagen es mir ſelbſt, und wagen die Augen noch zu mir zu erheben? — Vortrefflich haben Sie's gemacht; Sie haben das ſchicklichſte Mittel gewählt;

Sie haben mich vollkommen von seiner Unschuld überzeugt — ja das haben Sie — — Gehen Sie!

Kornelia. Dieser kalte, spöttische Ton ist fürchterlich! Ich wollte —

Der Herzog. Fürchterlich? — Und ich hätte geglaubt, man könnte mich lieben. — Nein, Schrecken und Abscheu erweck ich nur. — Ein Herzog und ein Giftmischer — und wer ist denn von beyden begünstigt. — O es bleibt kein Zweifel übrig, daß der Herzog bey der Vergleichung verliert. — Ich versichre Sie, Ihre Bitten, Ihre Thränen waren nicht fruchtlos. — Gehen Sie.

Kornelia. Ja, ich hab ihn geliebt, den Unglücklichen, und ich lieb ihn noch! Verdammen Sie diese Liebe wenn Sie können. — Beging ich ein Verbrechen, daß ich ihn liebte, da Euer Hoheit sich noch nicht zu mir herabließen! — Führen Sie mich zum Altare, biethen Sie mir die

Hand

Hand an, wenn ſie vom Blute meines Geliebten noch raucht, ich folge. — Ich habe keinen Willen als den meines Vaters; aber Liebe fodern Sie nicht von mir — Liebe nicht! Als unumſchränkter Herr haben Sie Gewalt über mein Leben; aber nicht über mein Herz. Wenn Sie wollen geliebt werden, ſo machen Sie, daß ich Sie lieben kann.

Der Herzog war unter dieſer Rede, ohne auf ſie zu merken in tiefen Gedanken geſtanden. Schnell fiel ihm das Betragen des Pallavicino di Scipione auf, und ſchwarzer Verdacht nagte an ſeiner Seele, da er gewiſſe Umſtände verglich, beſonders als Pallavicino das Glas ausſchüttete, welches ihm mehr Vorſatz als Zufall zu ſeyn ſchien, um ihn zu verhindern, daß er Sanſeverino zwingen konnte, das Gift zu trinken, was er für ihn mit Einverſtändniß des Pallavicino di Scipione beſtimmt hatte. Daß Palavicino den San-

severino anklagte, erklärte sich der Herzog sehr leicht, weil es das einzige Mittel war, seine Tochter zu retten. Da also Kornelia sich entfernen wollte, rief er sie zurück. Er hoffte durch Ausforschung über gewisse Umstände ihr die Wahrheit zu entlocken.

Schrecklich über allen Ausdruck, schrecklich war der Zustand ihres Vaters. Er mußte jeden Augenblick fürchten, daß man den Mundschenk und mit ihm zugleich sein Verbrechen entdeckte. Er zitterte für seine Tochter, deren Aufenthalt er nicht wußte; er hatte ihr zwar die Verschwörung sorgfältig verhehlt; auch muthmaßte sie nicht, daß diese letzte Begebenheit das Werk ihres Vaters mit Einverständniß des Sanseverino sey. Der Vater hatte ihr zwar öfters erklärt, er werde sie von einer verhaßten Vermählung retten; allein diese Rettung konnte ja noch durch andere Mittel als den Mord des Herzogs ausgeführt wer-

werden. Die Flucht würde sie ohne Zweifel von dem verhaßten Gemahl befreyet haben, und so dachte sie auch: aber gewisse Umstände, von welchen sie unterrichtet war, von dem Scharfsinn des Herzogs in Zusammenhang gebracht konnten leicht die Verschwörung verrathen, wenn sie nicht schon verrathen war. Auch wußte er nicht, ob Sanseverino ihn hinlänglich verstand, oder ob er in der Folge nicht einen Argwohn fassen, und wähnen würde, daß er ihn seiner eignen Sicherheit aufopfre. Die Folgen eines solchen Verdachts waren zu auffallend: aber wie sollte er sie vermeiden, da Niemand zu Sanseverino gelassen wurde. Es war kein Augenblick zu verlieren, von einem Augenblick hing Leben oder Tod ab.

Er hatte sich kaum aus dem Pallaste gerettet, so eilte er zu seinen Freunden, schilderte ihnen die Größe der Gefahr, und ermahnte sie die Maasregeln auszuführen,

über welche sie alle, im Falle der Entwurf mißlänge, übereingekommen waren. Schnell flogen die Verschwornen durch die ganze Stadt, theilten Waffen unter das Volk aus, und empörten alle Gemüther wider den Herzog, den sie ohnehin als ihren allgemeinen Feind verabscheuten. So verbreitete sich in wenigen Augenblicken Schrecken und Aufruhr in der ganzen Stadt, und der Pallast des Herzogs war besetzt, eh er entfliehen konnte.

Galeazzo hörte das fürchterliche Geschrey, es kam immer näher; er öffnete das Fenster, und er entdeckte eine unübersehbare Rotte gewaffnet, welche unter den übrigen Häuptern der Verschwornen Pallavicino di Scipione anführte. Grimmig schlug er bey diesem Anblick das Fenster zu. Entfliehen konnte er nicht; aber er verlor den Muth nicht. Er ließ die Thore verschließen, versammelte seine Leibwache, und einige seiner Leute, die ihm treu geblie-

blieben waren: ſie mußten ſich um ihn herum ſtellen, und er hatte in beyden Händen Waffen. Kornelia, da ſie dieſen ſchrecklichen Vorfall ſah, wollte entfliehn; Galeazzo aber ergriff ſie, und ſprach mit bitterm Hohn: Bleiben Sie, Ihr Vater beſucht uns; es wird ihn freuen ſeine Tochter hier zu finden. Die Thore wurden nach einigem Widerſtand aufgebrochen, und Galeazzo erwartete ſtandhaft den wüthenden Haufen. Als er näher kam, rief er mit hohem Anſtand und überraſchender Gegenwart des Geiſtes: Zurück Verräther! ich bin Euer rechtmäßiger Herr! Ihr ſeyd meine Unterthanen, Ihr habt mir den Eid der Treue geſchworen. — Betäubt durch dieſe Gegenwart des Geiſtes und den Nachdruck, den er ſeinen Worten gab, wichen ſelbſt die Muthigſten zurück.

Pal. di Scipione. Feige! Was bebt Ihr? Worte können Euch ſchrecken?

Kornelia. Bloße Schwerter von allen Seiten! — Das iſt ja die Stimme meines Vaters. — Retten Sie mich!

(Sie will zu ihren Vater fliehen; allein der Herzog, der es ſieht, hält ſie feſt.) Keinen Schritt von mir!

Kornelia. Mein Vater!

Der Herzog. Verräther! lege die Waffen nieder, ſtelle die Ruhe wieder her, hoffe dann Gnade; oder ich ſenke Deiner Tochter das Schwert in die Bruſt.

Pal. di Scipione. Verwünſchter Zufall! — O meine Tochter! Meine Kornelia! — Tyrann! Was iſt ihr Verbrechen?

Der Herzog. Daß Du ihr Vater biſt!

Pal. di Scipione. Unmenſch!

Der Herzog. Auf die geringſte Bewegung die Ihr macht, in dem Augenblick da einer von dieſen wenigen Edlen die mir treu blieben, fällt, in dem Augenblick da Deine Tochter nur einen Schritt von mei-

ner Seite weicht, erwürge ich ſie vor Deinen Augen! — Und wenn ich nicht mehr bin (indem er auf die Seinigen zeigt) ſo werden dieſe meinen Tod zuerſt an Deiner Tochter rächen.

Sein Gefolg rief bey dieſen Worten: Wir ſchwören es feyerlich; er iſt unſer rechtmäßiger Herr.

Der Herzog. Zittre Böſewicht, wenn Du ein Vater biſt.

Kornelia. Ich Unglückſelige! Warum leb ich! — Laſſen Sie mich ſterben, mein Vater ich will nicht, ich kann nicht, ich verdiene nicht mehr zu leben!

Pal. di Scipione (indem er das Schwert wegwirft.) Hier iſt mein Schwert! — Hier durchſtoße dieſe Bruſt, räche Dich, erſchöpfe Deine Wuth an mir. — Aber meine Tochter! — Meine Tochter! — Was that ſie Dir? — Warum willſt Du Unſchuldige ſtrafen, wenn Du Verbrecher vor Dir haſt? — Sieh, ich bin ein Ver-

brecher, ich bin ein Verräther, durchbohre dieſes Herz, dieſes zerriſſene väterliche Herz, das leider zu ſchwach iſt, weil es zu menſchlich iſt!

Der Herzog. Naſe, Alter! Du haſt Dich und Deine Tochter ſelbſt in dieſe Lage verſetzt. Deine grauen Haare müſſen Dir Deine Schande vorwerfen; Deine Verzweiflung iſt meine Rache, und da ich Deine Wuth ſehe, kühlt ſich die meine ab. — Haſt Du dieſe Angſt, die im Innerſten des Herzens wüthet, dieſe erſchrecklichen Martern, die mehr als eine tödtende Kraft haben, haſt Du ſie nie gekannt, ſo lerne ſie das erſtemal kennen: ſchließ von dem Kampfe deiner Leidenſchaften auf das gekränkte Gefühl meiner Ehre, auf den Sturm meiner Seele, und dann Schändlichſter von allen Menſchen! dann mache mir über Recht und Unrecht weiter keine Vorſtellungen. — Hat man je den verworfenſten Böſewicht, ſo weit herabgeſetzt! Hat man je einem

Menſchen ſo viel Unrecht zugefügt! — Rede, beſtimme das Schickſal Deiner Tochter. Das Schwert iſt gezückt, gib Antwort.

Kornelia. Mein Vater! wenn mein Tod denn nothwendig iſt —

Pal. di Scipione. Meine Tochter, o meine Tochter! wie rett ich Dich! — Kann ich Dich retten! — Ich liebe mein Vaterland. — Wie ſollte ich verrathen, meine Freunde, mein Vaterland, und mich ſelbſt, und ohne Dich vielleicht zu retten meine grauen Haare mit Schande beflecken! — Aber meine Tochter! Vergeh o Natur! verläugne dich ſchwaches unglückliches Vaterherz! Menſchlichkeit Gefühl ſeyd für mich unbekannte Worte, die keinen Sinn haben! Verlaßt mich, quält mich nicht länger marternde Vorſtellungen! — Es tobt in mir — es klopft in meiner Bruſt! Was iſt das für ein ſchrecklicher Zuſtand! Fort! fort! — Was trübt mir

mein Aug! — Weg mit dieser Thräne! weg! versiege auf ewig! Es war die letzte! — Ich reiße mich los von den Empfindungen der Menschheit, von der ganzen Welt und von mir selber! — Keine Tochter! keine mehr! Also todt! todt! Keine Umarmung! kein Lebewohl! — Flieh meine Tochter, flieh, wenn Du kannst, ich kann Dich nicht retten — aber ich sterbe mit Dir. Er stürzt mit dem Schwerte gegen den Herzog, sein Gefolg dringt ebenfalls auf ihn; da er aber die Bewegungen des Herzogs und seiner Leibwache sieht, deren Wuth theils auf ihn, theils auf seine Tochter zielt, so weicht er zurück und ruft: Haltet ein! Ich bin Vater!

So mußte er von väterlicher Zärtlichkeit überwältigt, seinen grausamsten Feind, dem er den Tod geschworen hatte, schonen, mußte seine Freunde und Anhänger, die er selbst angeführt hatte, durch Vorstellungen und Bitten bewegen, ungerächt mit

den Waffen in der Hand wieder abzulehn; und doch hatte er weder das Schickſal ſeiner Tochter noch ſein eignes geſichert: er war gezwungen, ſie der Willkür des Herzogs zu überlaſſen. Seine Anhänger ſtürzten unter den ſchrecklichſten Flüchen und Verwünſchungen aus dem Pallaſte, und doch konnten ſie den unglücklichen Vater nicht tadeln. Seine Verzweiflung, ſeine Thränen erſtickten ihre Wuth.

Sanſeverino war unterdeſſen mit Gewalt aus dem Gefängniß gerettet worden: aber ſchrecklich traf ihn dieſer neue Unfall. Seine Kornelia in der Gewalt des Tyrannen zu ſehen, ohne ſie retten, ohne einen Zweck ſeiner Unternehmung erreichen zu können — dieſer Gedanke hatte das volle Maaß der Bitterkeit für ihn.

Die Häupter der Verſchwornen verſammelten ſich eiligſt in dieſer dringenden Lage einen Entſchluß zu faſſen. So ſchwand die Zeit unter Entwürfen und Gegenentwür-

würfen. Ein Theil ihres Anhangs verließ sie, da sie sich nicht vereinen konnten; aber noch ein gröſserer Unfall traf sie. Kaſparo Vimerkato hatte sich mit seiner Mannſchaft von den Gränzen des Gebiethes von Florenz entfernt, da alle Streitigkeiten ausgeglichen waren, und kam als der treueſte Anhänger des Herzogs in Mayland an. Er zerſtreute leicht den Anhang der Verſchwornen, der sich schon zuvor durch Zwietracht geſchwächt hatte. Pallavicino di Scipione, und Ganſeverino fochten wie die Verzweiflung ficht. Sie mußten der Uebermacht weichen. Das Gefängniß war ihr Loos, und ihre Hoffnung Schande und Tod!

Kaſparo Vimerkato wurde nach dieſem Vorfall von dem Herzog mit den gröſsten Ehrenbezeugungen empfangen; er umarmte ihn in Gegenwart des ganzen Hofes und nannte ihn seinen Retter.

Kornelia erfuhr bald das grauſame Schickſal ihres Vaters und ihres Geliebten. Wen ſollte ſie zuerſt beklagen! — Namenloſe Angſt zerriß ihren Buſen, ſie fand keinen Troſt, kaum eine Thräne zur Lindrung. Sie verbarg ſich vor den Blicken der Menſchen, und ſcheute die Strahlen der Sonne. Ihr Vater, ihr unglücklicher Vater ſtand lebhaft vor ihr: ſie glaubte ſeine Stimme zu vernehmen, ſeine Klagen zu hören; ihre Einbildungskraft zeigte ihr Truggeſtalten. Sie raffte ſich ſchnell auf und wollte ihn umarmen; dann erkannte ſie ihren grauſamen Irrthum, und Thränen entquollen ihren Augen. Itzt beſtürmte ſie wieder Sanſeverino; ſie ſah ihn unter der Hand des Henkers ſterben. Itzt rief ſie in ihrer Verzweiflung ihren Vater; itzt nannte ſie mit nie gefühlter Wehmuth ihren Geliebten. Kann ein zärtliches Herz ſo viele Schrecken ertragen! — Sie erinnerte ſich an die Zärtlichkeit des Vaters,

an ſeine Sorgfalt wie er ſie von den erſten Jahren der Kindheit zu veredeln, ihre Kenntniſſe zu erweitern ſuchte, wie er immer in ihrer kindlichen Liebe Troſt und Vergeltung gefunden hatte. Sie hatte keinen andern Wunſch als für ihn zu ſterben, oder alle Uebel zu ertragen, wenn ſie ihn nur retten, wenn ſie in einem unbekannten Winkel der Erde ihr elendes Leben mit ihm in Armuth und Niedrigkeit beſchlieſſen könnte.

Noch einmal wollte ſie zu Thränen ihre Zuflucht nehmen, noch einmal den grauſamen Herzog beſtürmen, daß er wenigſtens ihren Vater ſchone, ihn nur mit ewiger Verbannung ſtrafe. Sie hatte Anfangs nicht Muth; aber was unternimmt die Verzweiflung nicht, und wie verführend iſt die Hoffnung für den Unglücklichen! Sie erwartet einige Tage, bis ſich die heftigſte Wuth des Herzogs gelegt hatte: ſie wußte zwar, daß der Herzog nicht mehr

um die Tochter eines Aufrührers als ſeine Gattin buhlen werde, daß nach dieſer Begebenheit an eine Vermählung zu denken Thorheit wäre; doch hoffte ſie den Herzog zum Mitleid zu bewegen, da er ſie zuvor ſo heftig liebte, um ihren Vater wenigſtens von einem ſchimpflichen Tode zu retten.

Sie verlangte vorgelaſſen zu werden Galleazo empfieng ſie mit vielem Stolze; ſie ward bey ſeinem Anblicke erſchüttert, und lag hingebeugt zu ſeinen Füßen. Ihre Stimme war ſo rührend, ſie kam aus der Tiefe des Herzens. Ihr Angſtgeſtöne hatte bezaubernde Kraft. Sie konnte nicht reden; ſie ſtammelte nur abgebrochene Seufzer. Mitleid! Erbarmen! — Euer Hoheit. Gnade für meinen unglücklichen Vater — nur nicht den Tod von der Hand des Henkers. — Ewige Verbannung — Mitleid! Gnade! oder laſſen Sie mich ſterben mit ihm! Thränen erſtickten die Stimme.

Der Herzog. Wie ſchön ſtehen Ihnen dieſe Thränen, und wie erhöht die Schwermuth Ihrer Reitze!

Kornelia. Gnade! Gnade! — Nur Linderung der Strafe für meinen unglücklichen Vater.

Der Herzog. Er iſt ein Verräther, ein Meuchelmörder! Er hat den Tod durch den Henker verdient.

Kornelia. Ich ſterbe! ich vergehe! Und wirklich lag ſie ohne Beſinnung da — nur daß ſie zu Zeiten das Aug aufſchlug, daß ſie zu Zeiten durch leiſes Klagen ihr Daſeyn verrieth. — Galeazzo konnte nicht widerſtehen, ihre kindliche Zärtlichkeit mußte ihn rühren, und ihre Verzweiflung hab ihr ſo viel Anmuth, daß er ganz in ihre Reitze verloren ſie feſt mit beyden Händen umſchlang, und wüthende Küſſe auf ihre blaſſen Lippen drückte. Sie erholte ſich, und ſah ſich in den Armen des Herzogs. Sie riß ſich los, und rief mit einem ſo innig

ſie-

flehenden Tone. Gnade! Erbarmen! daß Galeazzo stumm vor ihr stand, und ganz an dieser so reitzenden Scene vermuth mit seiner Seele hieng. Endlich schien er wie aus einer Betäubung zu erwachen. Kornelia! Sie können Ihren Vater retten; es hängt von Ihnen ab; doch ewige Verbannung bleibt sein Urtheil.

Kornelia. Ihn retten? — Ich! Wie! Ist es möglich! — Wie kann ich ihn retten? O täuschen mich Euer Hoheit nicht. Seyn Sie nicht grausam; tödten Sie mich lieber.

Der Herzog. Sie können ihn von einem schimpflichen Tode retten.

Kornelia. Wie denn? — Wie denn?

Der Herzog. Sie kennen die Heftigkeit meiner Leidenschaft: sie ist entehrend für mich, daß ich mich zu der Tochter eines Verbrechers, eines Giftmischers, der den Tod von der Hand des Henkers erwartet, herablasse. — Meine Gemahlin können Sie in diesen Umständen nicht werden; aber widersetzen Sie sich meinen Wünschen nicht, so retten Sie ihren Vater.

Kornel. Ich verſtehe Euer Hoheit nicht.

Der Herz. Sie verſtehen mich nicht? — Ich fordre den Genuß Ihrer Reitze und Sie fordern das Leben Ihres Vaters. Das iſt der Vertrag, wenn Sie ihn anders eingehen.

Kornelia. O abſcheulich! unmenſchlich! über allen Begriff ſchändlich! So weit entehrt! ſo weit herabgeſetzt! Stirb unglücklicher Vater! deine Kornelia kann Dich nicht retten!

Der Herzog. Ich hätte dieſen Stolz nicht geahndet. — Erinnern Sie ſich, Sie ſind die Tochter eines Verbrechers — vielleicht ſeine Mitſchuldige. Zittern Sie!

Kornelia. Der Tod macht mich nicht zittern, er befreyet mich auf ewig von Qualen, die ich nicht länger ertragen kann. Drohen Sie — ich habe keine Furcht, wenn das Urtheil mich trifft.

Der Herzog. Aber es trift Ihren Vater. Das Todesurtheil iſt geſprochen; es iſt ſchrecklich.

Kornelia. O mein Vater!

Der Herzog. Es ſind nur drey Tage mehr, ſo wird das Urtheil vollzogen.

Kornelia. Drey Tage mehr!

Der Herzog. Er wird von vier Pferden lebendig zerriſſen.

Kornelia. Ach!

Der Herzog. So retten Sie ihn.

Kornelia. Ich kann nicht. — Wenn er denn nicht anders als durch dieſen Preis gerettet werden kann, wenn er denn ſterben muß, ſo vergönnen mir Euer Hoheit wenigſtens meinen Vater — er iſt ein Verbrecher, aber er iſt doch mein Vater — meinen Vater noch einmal zu ſehen, ihm das letzte Lebewohl zu ſagen. Es iſt mein Vater — nur einmal ihn ſehen, und dann ſterben mit ihm!

Der Herzog (ſteht einige Zeit in tiefen Gedanken.) Gehn Sie; ich vergönne Ihnen Ihren Vater zu ſehen: ich ſollte nicht ſo viel Nachſicht für Sie haben; aber damit ich Sie überzeuge, wie viel Ihre Reitze über mich vermögen, ſo gewähr ich Ihnen Ihre Bitte.

Kornelia dankte in den rührendſten Ausdrücken. Galeazzo hatte dieſe Bitte ihr nicht aus Mitleid gewährt, ſondern weil er eher ſeine Abſicht zu erreichen hoffte, wenn ſie ihren Vater den Schrecken eines qualvollen und ſchimpflichen Todes nahe ſähe, und durch dieſen Anblick erſchüttert würde; doch gab er ihr eine Begleitung mit.

Kaum öffnete der Kerkermeiſter die Thür zu dem Gefängniſſe ihres Vaters, ſo ſtürzte ſie hinein, und ſank ihm mit einem heftigen Geſchrey in ſeine Arme. Meine Kornelia! mehr konnte der Greis nicht ſprechen. O mein Vater! ſchrie Kornelia. Das iſt alſo die letzte Umarmung! das letzte Lebewohl! — So verſtellt! ſo elend! Sie ſehn aus wie der Tod, und Ihre Haare ſind weiß wie der Schnee geworden, ſie waren zuvor grau. — O mein Vater! in welchem Zuſtand ſeh ich Sie!

Pal. di Scipione. Das Mark iſt in meinen Gebeinen ausgedorrt, und die Schande nagt mir am Herzen. O meine

Toch-

Tochter! O edler Jüngling, auch Dich erwartet Entehrung und der Tod durch die Hand des Henkers. Weißt Du welche Strafe für Empörer, für Fürſtenmörder beſtimmt iſt?

Kornelia. Weh mir! Das iſt ſchrecklich! — Und Sanſeverino! Sanſeverino! — Ich habe nicht Kraft es zu denken.

Pal. di Scipione. Der Tod mit allen Martern iſt nicht ſo ſchrecklich als der Gedanke an Dich! Du biſt entehrt!

Kornelia. Entehrt?

Pal. di Scipione. Durch mich entehrt!

Kornelia. Entehrt! Warum? Das iſt grauſam, das iſt ein unmenſchliches Geſetz!

Pal. di Scipione. Vergib mir, meine Kornelia! Darf ich Dich noch meine Tochter nennen? Ich habe Schande und Schmach über dein Haupt gehäuft. — Vergib mir, Kornelia!

Kornelia. Sie bringen mich zur Verzweiflung. Schweigen Sie, mein Vater! — Sie waren immer ein guter Va-

ter, nie, nie wird die Zeit Ihr Gedächt-
aus meinem Herzen tilgen.

Pal. di Scipione. Aber wenn mich die ganze Welt verflucht, wenn Mayland meine Schande in Marmor eingraben läßt —

Kornelia. So wird Ihre Tochter Ihr Gedächtniß segnen.

Pal. di Scipione. Wenn Du meine zerstückten Glieder an den Schandpfahl gesteckt erblickst.

Kornelia. Halten Sie ein. — Ihre Tochter bleibt ewig und unveränderlich dieselbe. —

So erschöpften sie sich in ihren Klagen. Die bestimmte Zeit war verflossen; itzt mußten sie sich trennen. — Wer kann das letzte Lebewohl schildern, das sie sich mit zitternden Lippen stammelten!

Kornelia hatte der Anblick ihres Vaters tief gebeugt. Seine Leiden waren ihrem Geiste immer gegenwärtig. Ihre zerrüttete Einbildungskraft sah bald den Vater, bald den Geliebten unter den Mar-

tern

tern ſterben: Sie bebte bey der Erinnerung, daß drey Tage bis zur Vollſtreckung des Urtheils nur noch übrig wären. — Aber wie konnte ſie den Vater, wie konnte ſie Sanſeverino retten, oder wenigſtens ihren Vater retten! — Durch Entehrung? Nein! rief ſie, unter dieſer Bedingung will mein Vater nicht leben! — Er ſterbe! der Unglückliche! Ich kann, ich darf ihn nicht retten! — — Aber unter den grauſamſten Martern, im Angeſicht der Sonne in Gegenwart eines unzählbaren Volkes ihn ſterben ſehen! Welcher Gedanke! — Konnte ihn das Herz einer zärtlichen Tochter ertragen? — Zwey Tage waren unter dieſen grauſamen Vorſtellungen vergangen, nun erſchien der dritte Tag — Ueber allen Ausdruck war die Angſt ihrer Seele. Sie beſchloß zum Herzog wieder zu gehen, um Gnade für ihren Vater zu erflehen. Sie eilte ihren Entſchluß auszuführen, und als ſie in das Vorzimmer der Herzogs trat, wankten ihre Knie, kehrte ſie wieder um.

Sie ermannte sich von neuem, und gab wieder ihren Vorsatz auf. — Aber sie durfte nicht länger wanken, die Verzweiflung rieth ihr noch einmal die Gnade des Herzogs anzuflehen. Sie ging mit Entschlossenheit, welche die Verzweiflung ihr gab, zu ihm, wiederhohlte ihre Bitte so rührend, so kindlich zärtlich, in einem so schmelzenTone; aber der Herzog drang auf die Erfüllung der Bedingung. Aufgebracht über den wiederhohlten schändlichen Antrag, stürzte sie zur Thür, und kam wieder zurück. Ihre Haare wallten um den Nacken, das Aug schwamm in Thränen, der schöne Busen war von Seufzern beklommen; der Herzog raste vor Liebe. Er erschöpfte alle Künste der Verführung, erschütterte ihre Einbildungskraft, reitzte wieder ihre Sinnlichkeit, drohte, flehte; er suchte sie selbst zu überzeugen, zu rühren und umschlang sie glühend. Sie hatte das Aug zur Erde geschlagen; Tiefsinn sprach auf der Stirne, und eine sanfte Röthe stieg

über

über die Wangen voll Kummer auf. So geht die Morgenröthe hervor, wenn der dicke Nebel verſchwindet. Sie ſah ihren Vater gegenwärtig und dachte itzt — itzt führt man ihn zum Richtplatz. Die Glocke ſchlug; ſie bebte an allen Gliedern: immer näher, und immer näher kam der fürchterliche Augenblick. Der Herzog ſah dieſe Bewegung, errieth ihre Gedanken, benützte ihre Furcht, betäubte ſie, wiegte ſie ein; er drückte ſie wüthend an die pochende Bruſt, verſchlang ſie mit Küſſen. Die Glocke ſchlug wieder; tief ſeufzte ſie; der Herzog ward ungeſtümmer, und ſie halb außer ſich von namenloſen Empfindungen zerriſſen, überließ ſich ſeiner ſtürmiſchen Begierde.

Es war geſchehen. Vor Schaam und Verwirrung wagte ſie nicht die Augen aufzuſchlagen. Sie ſeufzte nur unvernehmlich die Worte: O mein Vater! wenn Du wüßteſt — und Thränen der Verzweiflung fielen über ihre Wangen. Sie konnte zu dem Herzog nichts als dieſe Worte ſtam-

mela: Erinnern Sie ſich auf Ihr Verſprechen? Galeazzo gab ihr die Verſicherung. Sie eilte itzt aus dem Pallaſt, ihrem Vater ſeine Rettung anzukünden; nur beſchloß ſie ihre Schmach zu unterdrücken um ihn nicht zu kränken: ſie konnte vorſehen, daß dieſe Entdeckung ſchrecklicher für ihn ſeyn würde als der Tod durch die Hand des Henkers.

Sie war kaum auf der Straße, ſo fiel ihr die große Menge Volkes auf, welches im tiefen Schweigen ſeine Aufmerkſamkeit auf denſelben Gegenſtand zu richten ſchien. Sie drang mit Gewalt durch die Menge, und ſah — ſah ihren Vater zum Gerichtsplatz führen. Sie ſtürzte auf ihn zu, und rief athemlos: Gnade! Gnade! Der Herzog hat Sie begnadet. — Itzt erblickte ſie auch Sanſeverino. — Wie zerriß dieſer ſchreckliche Anblick ihr Herz! Der unglückliche Vater rief: Es iſt keine Gnade, keine Rettung, der Tod iſt die einzige Gnade für den Elenden, der nicht mehr zu leben wünſcht. — Nein! nein! ſchrie Lore-

nelia, Gnade! Gnade! er hat ſie mir feyerlich zugeſagt.

Aber man betheurte daß kein ſolcher Befehl gegeben worden. Sie erfuhr im Gegentheil, daß der grauſame Herzog vor wenigen Augenblicken, alſo nach ſeiner ſchändlichen That, eiligſt einen Bothen abgeſandt habe, um die Hinrichtung zu beſchleunigen; denn Galeazzo fürchtete, daß eine längere Verzögerung die Verurtheilten retten könnte, indem die Verſchwornen vielleicht Gelegenheit fänden, einen neuen Aufruhr zu wagen. Wüthend ſchrie itzt Kornelia: ſo hat der grauſame Tyrann mich ſchändlich hintergangen! Itzt zerkratzte ſie ſich die Wangen, raufte ſich die Haare aus, wandte ſich gegen den Vater, und ſtieß den Kopf an den Wagen, in dem er geführt wurde: dann hohlte ſie tief Athem und ſchrie aus allen Kräften: Höre es Mayland! höre es die ganze Welt! höre es auch Du mein Vater — und Du einſt mein Geliebter! Schändlich hat der Tyrann

mich hintergangen! Vernehmt ſeine Niederträchtigkeit und meine Schande ihr Bürger von Mayland! ihr alle die ihr hier zugegen ſeyd. Und wer ein menſchliches Herz beſitzt, der räche meine Schmach in dem Blute des Böſewichts: meine Hände ſind zu ſchwach, auch haben mich Elend und das Gefühl meiner Schande erſchöpft — ich bin entehrt, ihr wißt es, mein Leben war ohne Tadel: ich berufe mich auf ganz Mayland, ich bin entehrt. Kindliche Zärtlichkeit iſt allein mein Verbrechen. Meinem Vater das Leben zu retten und anſtatt der ſchimpflichen Hinrichtung ewige Verbannung für ihn zu erhalten, ergab ich mich den Wünſchen des Tyrannen, der dieſen Preis auf ſeine Begnadigung ſetzte. — Ich will Euch nicht ſagen, wie ſehr ich wieder dieſen entehrenden Antrag rang; ich unterlag der kindlichen Zärtlichkeit. — O abſcheulich! unbegreiflich abſcheulich! So hält er ſein Verſprechen! So! — Erde öffne Dich! verbirg meine Schande, ver-

birg mich vor mir ſelbſt. Und Du mein Vater wäreſt Du eher geſtorben als Du die Entehrung deiner Tochter erfuhreſt. — Ich vergehe! — Sie ſank an den Wagen, man unterſtützte ſie, — ſuchte ſie zu laben; allein ſie war in ihren Schmerzen vergangen. Der Stolz von Mayland, die ſchöne Kornelia, um welche alle Herzen buhlten, lag todt, die reitzenden Züge entſtellt auf der Erde: der Vater ſtreckte vergebens die Hand nach ihr, der Henkerskarren fuhr über ſie.

Dieſer ſchreckliche Anblick, und die grauſame Niederträchtigkeit des Herzogs empörten ganz Mayland. Das Volk raſte; es bewaffnete ſich, und befreyte mit Gewalt den unglücklichen Vater und Sanſeverino. Die Verſchworenen brachen izt von allen Orten wüthend hervor, und Kaſparo Vimercato war zu ohnmächtig die Ruhe herzuſtellen. Galeazzo ſah die Gefahr; er ſchwang ſich ſchnell aufs Pferd, umgeben von der Leibwache und Kaſparo Vimer-

kato. Er hoffte durch ſeine Gegenwart den Aufruhr zu ſtillen; allein der wüthende Haufe drang auf ihn und zerſtreute ſein Gefolg: Der Herzog ſtürzte vom Pferde, und Olgiato einer der Verſchwornen, Sanſeverinos trauteſter Freund, welcher nach dem erſten mißlungenen Verſuch ſich bis itzt verborgen gehalten hatte, ſtieß ihm das Schwert mit den Worten in die Bruſt: So rächt Olgiato ſeinen Freund Sanſeverino, und Deine Niederträchtigkeit! Galeazzo wollte ſich aufraffen; allein die Wunde war tödlich. Er rief unter krampfhaften Zuckungen: Rächt mich! rächt mich! (das Schwert fiel ihm aus der Hand) ſtoßt ihn nieder — laßt ihn nicht entfliehn! Er ſtrengte die letzte Kraft an, ſich von der Erde zu heben, die Wunde hinderte ihn. — O Wuth! o Verzweiflung! — Sterben ſoll ich! Sterben! — ungerächt ſterben! Verräther! hohlt ihn ein ſtoßt ihn nieder! Er rief vergebens: einem ſterbenden Tyrannen gehorcht niemand.

Man

Man trug ihn in den Pallaſt: nur mit harter Mühe entriß man ihn der Wuth des Volkes. Er wurde auf ein Ruhbett gelegt. Der häufige Verluſt des Blutes hatte ihm das Bewußtſeyn geraubt. Er erhohlte ſich wieder, gab Zeichen des Lebens; aber die Augen waren halb geſchloſſen. Auf einmal hörte er die Stimme eines Prieſters welcher ihm mit dieſen Worten zuſprach: Haben Euer Hoheit Reue; denn Reue iſt nothwendig um ſelig in dem Herrn zu entſchlafen, haben Euer Hoheit Reue, daß Sie ein ſo groſſer Böſewicht waren. — Ohne allen Zweifel iſt es Ihnen von Herzen leid! denn wären Euer Hoheit nicht ein ſo groſſer Böſewicht geweſen, ſo hätte man Sie nicht tödlich verwundet, und hätte man Sie nicht tödlich verwundet; ſo könnten Euer Hoheit noch ein wenig an den Gütern der Kirche ſich vor dem Verdruß entſchädigen. — Galeazzo ſtrengte ſich an die brechenden Augen zu öffnen; denn der Ton der Stimme war

ihm

ihm bekannt, und er ſah den Kardinal Pietro vor ſich ſtehen. Mit erſchöpfter Stimme rief er: Böſewicht! Wer hat dich hieher geführet mich zu quälen. So muß ich zur Vollendung meiner Schmach noch dieſen abſcheulichen Prieſter vor mir ſehen! Mit dieſen Worten ſtieß er den Kardinal grimmig von ſich, und ſeine Seele entfloh voll Unmuth. So ſtarb Galeazzo im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters; ein vollendeter Böſewicht, der Nero ſeiner Zeit, deſſen große Fähigkeiten und Laſter er zugleich beſaß; ſo ſtarb er von niemand beklagt und von einem laſterhaften Prieſter verſpottet! Nach ſeinem Tode wurde die Ruhe in Mayland bald wieder hergeſtellt, und durch eine allgemeine Begnadigung allen weitern Ausſchweifungen vorgebeugt.